

Untersuchung gestartet
Die EKS muss ihre jüngste Vergangenheit aufarbeiten, um zukunfts-fähig zu bleiben. **DEBATTE 3**

Werte über Bord
Migrationsexperte Gerald Knaus über das Versagen der Politik an den Grenzen Europas. **HINTERGRUND 4**



Foto: Pexels

Apfelgeschichten
Wie der Apfel ins Paradies kam und weshalb der Garten Eden in Mostindien liegt. **DOSSIER 5-8**

Kirchgemeinden
Infos aus Ihrer Kirchgemeinde enthält der zweite Bund oder die separate Gemeindebeilage. **BEILAGE**

reformiert.

Die evangelisch-reformierte Zeitung

Kirchenbote
Kanton Zürich

Nr. 18/Oktober 2020
www.reformiert.info

Post CH AG

Wettrennen um ein Mittel gegen die Angst

Pandemie Im Rennen um den Impfstoff gegen Covid-19 stehen etablierte Standards auf dem Spiel, sagt Ethikerin Ruth Baumann-Hölzle. Epidemiologe Marcel Tanner sieht die Ebola-Forschung als Vorbild.

Die Forschung an einem Impfstoff gegen Covid-19 läuft auf Hochtouren. In Labors rund um den Globus wird an etwa 400 Impfstoff-Kandidaten geforscht, einige werden bereits an Menschen getestet.

Was normalerweise zehn Jahre dauert, soll in nur wenigen Monaten möglich sein. Speed-Forschung nennt sich das. Und nicht nur das rasante Tempo der Wissenschaftler, auch die vereinfachte Zulassung von Wirkstoffen sowie Medikamenten wirft ethische Fragen auf.

Angst vor Langzeitfolgen

So warnt die Theologin Ruth Baumann-Hölzle, Mitglied der Kantonalen Ethikkommission Zürich und bis 2013 der Nationalen Ethikkommission, vor Abkürzungen bei der Impfstoffentwicklung. «Bei einer zu frühen Zulassung eines neuartigen Impfstoffes ohne ausreichende Prüfung und Einhaltung der Sicherheitsstandards der internationalen Richtlinien habe ich grösste Bedenken, was Nebenwirkungen und vielleicht sogar irreversible Langzeitfolgen betrifft.» Derartige Risiken dürften mit Blick auf das Risikoprofil des grassierenden Coronavirus nicht eingegangen werden.

Die Ethikerin räumt ein, dass in der Schweiz die Hürden für eine Zulassung von Impfstoffen und Medikamenten hoch sind. Und das müsse auch so bleiben. «Es darf nicht sein, dass schlussendlich die Impfschäden grösser sind als der Schaden, den die Pandemie anrichtet.»

Dass bei der Entwicklung eines Impfstoffs ein hohes Tempo angeschlagen wird, ist nicht neu. Darauf verweist der Epidemiologe Marcel Tanner, der nicht ausschliesst, dass es bis in einem Jahr einen Impfstoff gegen Covid-19 geben könnte. «Was bei der Bekämpfung von Ebola mög-

Drei klinische Phasen

Von der Entwicklung bis zur Zulassung eines neuen Impfstoffes vergehen üblicherweise rund 8 bis 20 Jahre. Am Anfang stehen die Forschung und die sogenannte präklinische Phase. Darauf folgen die klinischen Phasen eins bis drei. Bei Probandengruppen von unter 100, mehreren 100 und mehreren 1000 Personen wird der Impfstoff auf Wirksamkeit und Sicherheit getestet. Laut der Website infovac.ch befinden sich weltweit bereits acht Impfstoffe gegen Covid-19 in der dritten und letzten Phase.



Weltweit wird zurzeit an rund 400 verschiedenen Kandidaten für einen Corona-Impfstoff geforscht.

Foto: Gettyimages

lich war, könnte auch hier der Fall sein.» Die Erkenntnisse aus der Ebola-Forschung seien eine wichtige Grundlage, um zügig vorangehen zu können. «Und zwar ohne international geltende Wissenschaftsstandards zu umgehen», betont Tanner. Der emeritierte Professor für Epidemiologie an der Universität Basel ist Mitglied der Corona-Task-Force des Bundes.

Bestellen und fair verteilen

Getestet werden die Impfstoffe in Ländern mit hohen Infektionsraten: etwa in Peru, Südafrika oder Brasilien. Tanner betont, man gehe nur in Länder, die bei den Standards bezüglich Ethik und Wissenschaft keine Kompromisse machen. «Es werden keine Unterprivilegierten als Versuchskaninchen missbraucht. Wir testen dort, weil das gute Forschungsstandorte sind.»

Peru beispielsweise habe schon etliche Seuchen bewältigt und sei, was die Infrastruktur für die Wissenschaft betreffe, bestens gerüstet. «Die Entwicklung von neuen Medikamenten und Impfstoffen ist stets eine Güterabwägung zwischen Nutzen und Risiken», sagt Tanner. «Ohne Risiken einzugehen, würden wir nie einen Impfstoff finden.»

Die Schweiz hat sich bereits Anfang August mehr als vier Millio-

nen Impfstoffportionen gesichert. Gleichzeitig beteiligt sie sich an den Bestrebungen der Weltgesundheitsorganisation für eine faire Verteilung weltweit. Tanner betont, dass beides wichtig sei: Der Schutz der eigenen Bevölkerung genauso wie die Mitverantwortung bei einer gerechten Verteilung des Impfstoffs.

Ruth Baumann-Hölzle ist überrascht, wie die Gesellschaften auf die Pandemie reagieren. «Seit Monaten orientieren wir uns am Notfallmodus, der das kurzfristige Überleben sichern soll.» Mittlerweile sei Covid-19 aber ein chronisches Phänomen und als ein neues Risiko neben anderen Risiken einzustufen. Die Ethikerin fordert eine vergleichende Auseinandersetzung sowie eine ethische Güterabwägung. «Wie auch anderswo in der Medizinethik sind Lebensqualität und Lebenserhaltung auf ihre Verhältnismässigkeit hin abzuwägen.»

Tanner erachtet einen wirksamen Schutz vor Covid-19 «mit keinen oder nur geringen, seltenen Nebenwirkungen» als dringend nötig: Ein Impfstoff könne dazu beitragen, die medizinischen, gesellschaftlichen und die wirtschaftlichen Folgen der Pandemie einzudämmen. «Und eine Impfung würde auch die Angst vor dem unberechenbaren Virus mindern.» Katharina Kilchenmann

«Die Entwicklung neuer Medikamente ist stets eine Güterabwägung. Ohne Risiken einzugehen, werden wir nie einen Impfstoff gegen Covid-19 finden.»

Marcel Tanner
Epidemiologe

Kommentar

Über Fehler reden zu können, ist ein Segen

Die Corona-Pandemie hat unser gewohntes Leben auf den Kopf gestellt. Das ist noch kein Grund, nicht weiterhin auf gewisse Grundsätze zu vertrauen. Ich bin überzeugt: In der Schweiz wird sich niemand gegen Covid-19 impfen lassen müssen, vorschnell sowieso nicht. Das Bundesamt für Gesundheit startet zwar immer wieder Impfkampagnen gegen bestimmte Krankheiten. Aber selbst über Jahrzehnte bewährte Impfstoffe werden hierzulande nicht zwangsweise verabreicht.

Trotz berechtigter Bedenken und somit nötiger Kontrolle: Das Tempo der Impfstoffentwicklung im Fall von Covid-19 hat nicht nur mit ökonomischen Interessen, sondern auch mit ständigen wissenschaftlichen Fortschritten zu tun. Und im aktuellen Fall vor allem damit, dass aus der westlichen Welt noch nie so schnell so viele Forschungsgelder geflossen sind, nicht zuletzt aus öffentlicher Hand. Als Bürgerin, Bürger kann man diese Ausgaben natürlich kritisieren. Und sich mit demokratischen Mitteln dagegen wehren.

Die Grenzen der Forschung

Unbestritten ist, dass man sich als Laiin in einer hochspezialisierten Welt oft überfordert fühlt, die rasanten, immer komplexeren wissenschaftlichen Entwicklungen zu verstehen. Umso wertvoller sind Kontrollstellen wie die Nationale Ethikkommission, Ethiker und Ethikerinnen an Universitäten und privaten Instituten, die das Forschungsgeschehen beobachten und verständliche Informationen bereitstellen.

Die Pandemie hat auch Fachleute an ihre Grenzen gebracht: Forschende, die zuvor kaum je mit Medien zu tun hatten, wagten vor-schnelle Aussagen. Und auch das Bundesamt für Gesundheit tappelte im Wissensdunkel auf der Suche nach sinnvollen Massnahmen und unter vielfältigem politischem Druck in einige Fallen. Dabei sind Fehler passiert. Es wird sie auch weiterhin geben. Dass wir darüber in der Schweiz offen debattieren können, ist ein Segen.



Christa Amstutz
«reformiert.»-Redaktorin
in Zürich

Stadt Zürich unterstützt Roma-Projekt von Heks

Hilfswerk Der Zürcher Stadtrat hat acht Millionen Franken für die Entwicklungsarbeit im Ausland bewilligt. Berücksichtigt wurden 122 Projekte von 38 Hilfswerken. Allein 200 000 Franken erhält das kirchliche Hilfswerk Heks für die Förderung der Roma-Bevölkerung in Rumänien, Serbien und im Kosovo. Schülerinnen und Schüler bekommen Nachhilfeunterricht, Jugendliche werden unterstützt, auf dem Arbeitsmarkt Fuss zu fassen. fmr

Betttag mit Unternehmer Guido Fluri

Gottesdienst Pfarrer und Kirchenrat Andrea Bianca lud am 20. September den Unternehmer Guido Fluri zum Betttagsgottesdienst nach Küsnacht ein. Der Initiant der Wiedergutmachungsinitiative für Verdingkinder sprach über seinen Einsatz für Menschen in schwierigen Situationen. Fluri selbst wuchs in armen Verhältnissen auf und hat sich vom Tankwart zum erfolgreichen Unternehmer hoch gearbeitet. Zurzeit unterstützt er mit der Evangelisch-reformierten Kirche Schweiz ein Spital auf Lesbos. vk

Video: reformiert.info/guidofluri

Kinderarmut wächst in der Corona-Krise

Pandemie Die Corona-Krise hat zusätzlich 150 Millionen Kinder in Armut gestürzt. Das zeigt eine Studie, die das Kinderhilfswerk Unicef gemeinsam mit der Hilfsorganisation Save the Children veröffentlicht hat. Insgesamt lebten 1,2 Milliarden Kinder unter der Armutsgrenze. Viele Familien auf dem Weg zu einem höheren Einkommen seien durch Covid-19 zurück in die Armut gerutscht, warnt Unicef. fmr

Sterbehilfe im Altersheim erlauben

Politik Der Kantonsrat will in Altersheimen, die staatliche Gelder erhalten, Sterbehilfe erlauben. Bisher müssen sterbewillige Bewohnerinnen und Bewohner die Dienste von Organisationen wie Exit in anderen Räumen in Anspruch nehmen. Gegen die Öffnung stimmten SVP und EVP. Die Kommission für soziale Sicherheit und Gesundheit muss jetzt eine Vorlage ausarbeiten. In Heimen der Stadt Zürich ist Sterbehilfe seit 2001 möglich. fmr

Auch das noch

Tore und Gebete gegen den Frust

Fussball Der Fussballer Olivier Giroud (33) legt mit dem Buch «Toujours y croire» sein Glaubenszeugnis vor. Drei Worte sind für ihn zentral: Fussball, Familie, Glaube. Giroud spielt für den englischen Verein FC Chelsea und soll zurzeit von Juventus Turin umworben werden. 2018 wurde er mit Frankreich Weltmeister. Trifft der Stürmer einmal nicht ins Tor, helfen ihm Gebete auf dem Rasen. «Das kurze Gespräch mit Gott reinigt meinen Geist und hilft mir, die Frustrationen zu beseitigen», sagt er. fmr

«Ich bin mit Gott aufgewachsen. Er gehörte zur Familie, war nicht da, aber doch ein Teil von uns.»



«Predigten müssen doch mit Gott zu tun haben»: Schriftsteller Bernhard Schlink.

Foto: Gaby Gerster / © Diogenes-Verlag

«Schuld gehört zu unserer Existenz»

Literatur Der Autor Bernhard Schlink legt mit «Abschiedsfarben» einen neuen Erzählband rund ums Erinnern und Neubeginnen vor. Im Interview spricht er über Schuld und Versöhnung, Kirche, Gott und Gottesdienst.

Wie in Ihrem Bestsellerroman «Der Vorleser» geht es auch in Ihren neusten Erzählungen «Abschiedsfarben» um Lebensbilanzen und um Schuld. Haben Sie persönlich sich jemals schuldig gemacht?

Bernhard Schlink. Natürlich, das haben wir doch alle. Sie nicht?

Doch. Wie gehen Sie damit um?

Indem ich älter werde und auf früher zurückblicke, sehe ich, wo ich Menschen gekränkt oder verletzt habe. Manchmal wurde mir verziehen, manchmal nicht, manches hatte ich lange vergessen oder verdrängt – ich erinnere es wieder und muss mich dazu verhalten. Ich kann meine Rolle kleinreden, die der anderen hervorheben – oder mir meine Schuld eingestehen.

Ein unangenehmer Prozess.

Es geht darum zu verstehen: Warum habe ich getan, was ich getan habe? Was erfahre ich daraus über mich? Was eröffnet sich dadurch für

mich? Soll ich den Menschen, den ich gekränkt oder verletzt habe, vielleicht noch spät um Verzeihung bitten? Oder soll ich, was damals war, ruhen lassen? Der Umgang mit Schuld beginnt damit, sie nicht zu verleugnen, nicht zu verdrängen, sondern anzuerkennen. Nicht dass das andere nicht auch funktionieren könnte – einige Geschichten in «Abschiedsfarben» beschreiben es.

Fehler und Schuld anzuerkennen, steht stark im Widerspruch zur allgegenwärtigen Selbstoptimierung. Passt das noch in unsere Zeit?

Wenn es nicht in die Zeit passt, umso schlimmer für die Zeit. Schuld gehört zur menschlichen Existenz. Sie zu verleugnen oder zu verdrängen, tut nicht gut. Man macht sich etwas über sich vor, man sieht sich nicht, wie man ist. Wir alle werden schuldig, daher brauchen wir, dass uns verziehen wird, und müssen lernen zu verzeihen. Und wie man von der Vergangenheit Abschied neh-

men kann, kann man auch von vergangener Schuld Abschied nehmen. Abschied ist oft schmerzlich. Abschied kann aber auch befreien.

Sie sind in einem Pfarrhaushalt aufgewachsen. Beide Eltern waren Theologen. Welche Rolle spielte die Religion für Sie als Kind?

Sie war Teil meiner Lebenswelt. Beim Frühstück wurden die Losungen der Brüdergemeinde gelesen,

Bernhard Schlink, 76

Der Jurist und Schriftsteller Bernhard Schlink lebt in Berlin und New York. Sein Vater war Theologieprofessor in Heidelberg, seine Mutter hatte ebenfalls Theologie studiert und stammte aus Küsnacht. Schlinks Roman «Der Vorleser» wurde 2008 mit der Schauspielerin Kate Winslet verfilmt, in über 50 Sprachen übersetzt und mit internationalen Preisen ausgezeichnet.

nach dem Abendessen ein Kapitel aus der Bibel. Der Sonntag begann mit einem Bach-Choral, dann gingen wir in die Kirche. Als Kind mochte ich diese Rituale, ich mochte ihre Verlässlichkeit. Dann gab es noch die Gäste, die mein Vater zum Mittagessen brachte, Kollegen und Studenten, mit denen über Theologisches gesprochen wurde, und es gab meine Tante, die als Mutter Basilea einen Orden gegründet hatte. Religion und Theologie waren ständig präsent.

Und wie ist Ihr Verhältnis heute zur Kirche und zum Glauben?

Ich glaube nicht an Gott. Ich bin mit Gott aufgewachsen, gewissermaßen wie mit Onkel Heini: Er gehörte zur Familie, war nicht da, aber doch ein Teil von uns. Den Platz, den der Glaube ihm zumisst, hat Gott für mich nie eingenommen. Aber ich gehöre weiter zur Kirche, der Gemeinschaft – nein, nicht der Heiligen, aber von Menschen, die guten Willens sind. Ich finde gut, dass es die Kirche als eine Institution gibt, die keine partikularen Interessen, keine Klientel und keine Gruppe vertritt, sondern sich in Verantwortung für alle weiss.

Sie finden also, die Kirche macht ihre Sache gut?

Was an ihr gut ist, sagte ich gerade. Aber nach einem Gottesdienstbesuch denke ich oft: Ich war zum letzten Mal da. So viele Predigten sind so flach, so wenig geistlich, so bemüht, Anschluss an den Zeitgeist zu finden. Wenn sie das gut machen, sind es Texte, die auch im Feuilleton stehen könnten. Und wenn sie den Menschen existenziell ansprechen wollen, versuchen sie es in den Begriffen und mit den Versprechen der Psychotherapie. Mir ist klar, dass es ungeheuer anspruchsvoll und schwierig ist, das Eigene des Glaubens in Worte zu fassen. Aber wenn es nicht gelingt, frage ich mich: Was solls?

Was fehlt denn?

Die Kirche muss bieten, was andere nicht bieten. Wie gesagt, Gott ist für mich nicht so nahe, dass ich sagen könnte, wie er anderen nahebringen ist. Aber mit ihm müssen Predigten doch zu tun haben. Die Befreiung in der Begegnung mit ihm muss etwas anderes sein als die Befreiung in der Psychotherapie, in Yogaretreats oder in Meditationskursen.

In Ihren Erzählungen geht es auch um das Sterben und den Tod. Inwiefern beschäftigen Sie sich mit diesen Themen auch persönlich?

Der Tod kommt gewiss, und wenn wir älter werden, gewärtigen wir, dass er jederzeit kommen kann – oder wenn wir entscheiden, dass es Zeit ist. Mehrere meiner Schweizer Verwandten haben sich das Leben genommen, und so versteht sich auch für mich, dass es hier eine Entscheidung zu treffen gibt. Ich habe keine Eile. Aber manche Menschen müssen ihre späten Jahre in einer Weise zubringen, von der ich weiss, dass ich sie nicht will.

Sie haben schon viele nahe Menschen verloren.

In meinem Alter häufen sich die Abschiede von Geschwistern, Freunden und Weggefährten. Manchmal bin ich ihnen im Abschied noch einmal nah und erlebe nicht nur die Trauer um den Verlust, sondern zugleich auch eine liebevolle Verbundenheit mit ihnen.

Interview: Katharina Kilchenmann

Bernhard Schlink: Abschiedsfarben. Diogenes 2020, Fr. 32.–

Leitartikel

Die Krise aufarbeiten und den Blick nach vorne richten

Kirche Die Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz kann nach ihrem Fehlstart nicht zur Tagesordnung übergehen. Zu schwer wiegen die diffusen Vorwürfe gegen ihren zurückgetretenen Präsidenten. Dennoch braucht sie nicht in der Vergangenheitsbewältigung zu erstarren und alles infrage zu stellen.

Nach vorne schauen und aufhören, sich mit sich selbst zu beschäftigen. Das müsste die Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz (EKS) doch jetzt. Vier Monate sind vergangen, seit Präsident Gottfried Locher und zuvor Ratsmitglied Sabine Brändlin zurückgetreten sind. Wer nicht vorwärtsschaut, gerät ins Stolpern.

Der Wunsch, den Fehlstart der erst Anfang Jahr gegründeten EKS schnell hinter sich zu lassen, ist verständlich. Und dennoch darf sich die Kirche nicht um die Aufarbeitung drücken. Denn wer Konflikte unter den Teppich kehrt, findet nicht zum aufrechten Gang zurück. Und um einfach darüber hinwegzugehen, ist das Netz der Verstrickungen zu dicht. Die Vorwürfe gegen den zurückgetretenen Ratspräsidenten wiegen zu schwer und sind zugleich zu diffus, um ad acta gelegt zu werden.

Teure Auseinandersetzung

Auch die Rechnung, die der EKS-Rat der Synode an der Sitzung vom 14. September präsentierte, wirft Fragen auf. 200 000 Franken haben die Auseinandersetzungen rund um die Beschwerde, in der Locher Grenzverletzungen vorgeworfen werden, bisher gekostet. Allein 76 000 Franken verschlang der Beizug von Kommunikationsexperten. Dass verunglückte Medienmitteilungen zur desaströsen Ausendarstellung beitrugen, wurde damit nicht verhindert.

Eine Kommunikation, die das Ansehen der Kirche im Blick hatte, statt Einzelinteressen zu schützen, schien kaum vorhanden. Wenn allein Persönlichkeitsrechte zählen, droht die Reputation der Institution auf der Strecke zu bleiben. Denn Institutionen werden durch Transparenz geschützt. Rat und



Um die Abstandsregeln einhalten zu können, verlegte die EKS die Synode ins Kongresszentrum.

Foto: EKS/Nadja Rauscher

Synode sollten darüber nachdenken, ob die interne Kommunikation aufgewertet werden kann. Vielleicht könnten Mitgliedkirchen, die auf Stabebene Kommunikationsfachleute beschäftigen, die EKS unterstützen. Auf PR-Profis zurückzugreifen, die sich weniger der Kirche als primär einzelnen Personen verpflichtet fühlen, ist der EKS nicht gut bekommen.

Frauenkonferenz ist dabei

Im unterkühlten Kongresszentrum BernExpo startete die Synode die Aufarbeitung, indem sie die Kommission wählte, der die externe Untersuchung unterstellt wird.

Die beauftragte Anwaltskanzlei Rudin Cantieni ist bereits an der Arbeit. Geleitet wird die Kommission von Marie-Claude Ischer, die auch den Synodalrat der Waadtländer Kirche präsidiert. Um Pfarrerin Gabriela Allemann in die Kommission schicken zu können, verabschiedete die Synode extra einen Antrag. Die Präsidentin der Evangelischen Frauen Schweiz nimmt zwar an der Synode als Delegierte der Frauenkonferenz teil, hat aber kein Stimmrecht. Solche Diskussionen hätten sich mit einer Wahl von Miriam Neubert, die als Synodale der Frauenkonferenz angehört, vermeiden

lassen. Doch die Bündner Kirchenrätin zählt zu den Synodalen, der sich Frauen, die Locher Grenzverletzungen vorwerfen, anvertraut haben. Mit diesem Wissen wolle sie nicht in der Untersuchungskommission arbeiten, sagte Neubert.

Demut und Transparenz

Wären diese Vorsicht und Fähigkeit zur Selbstreflexion früher Standard gewesen in der EKS, wären ihr einige Irrungen und Wirrungen erspart geblieben. Nur wenn es gelingt, eine Kultur der Transparenz zu etablieren, in der persönliche Interessen zugunsten der Reputation der Institution

zurückstehen, kann die EKS gestärkt aus der Krise hervorgehen. Zugegeben. Eine Parlamentsdebatte über die Frage, ob Delegierte von Konferenzen in eine Kommission gewählt werden dürfen, ist nicht besonders prickelnd. Und bis die Kommission ihren Bericht vorlegt, dauert es noch neun Monate. Aber zuweilen sind geordnete, langwierige Prozesse nötig. Nachvollziehbare Entscheide und eine seriöse Untersuchung stärken die Glaubwürdigkeit der Kirche.

Profiliert und vielstimmig

Stillstehen darf die EKS während der Untersuchung nicht. Wer im Bann seiner Vergangenheit zurückschaut, erstarrt zur Salzsäule. Die EKS darf den Blick nach vorne richten. Mit der breit abgestützten Verfassung steht ihr Haus. Um es zu bewohnen, müssen die vakanten Sitze im November neu besetzt werden. Nicht mit Übergangslösungen, sondern mit ambitionierten Persönlichkeiten. Mit Rita Famos aus Zürich und Isabelle Graesslé, die von der Kirche Waadt nominiert wurde, steigen zwei fähige Kandidatinnen aus zwei Sprachregionen ins Rennen. Pfarrerin Claudia Haslebacher von der Evangelisch-methodistischen Kirche stellt sich für den Rat zur Verfügung.

Dass ausgerechnet jetzt, da sich zwei Frauen zur Kandidatur entschlossen haben, der Lohn für das Präsidium gekürzt wird, ist freilich eine bittere Ironie der Geschichte. Falsch ist die moderate Anpassung trotzdem nicht.

Ziemlich überflüssig sind hingegen Debatten, ob die Reformierten überhaupt ein starkes Präsidium brauchen. «Der oberste Protestant» war schon immer eine mediale Erfindung, und die reformierte Kirche vielstimmig. Entscheidende Voraussetzungen für das Spitzenamt sind Gestaltungskraft sowie die Fähigkeit, Vertrauen aufzubauen, und nicht zuletzt die kritische Reflexion der eigenen Macht.

Bericht: [reformiert.info/untersuchung](https://www.reformiert.info/untersuchung)



Felix Reich
«reformiert.»-Redaktor
in Zürich

Banker als Apologet des Christentums

Wirtschaft Der christliche Glaube sei der beste und müsse als Basis der Gesellschaftsordnung verteidigt werden, sagt Banker Oswald Grübel.

Oswald Grübel ist das Urgestein der Schweizer Bankenwelt. Der Mann der Teppichetage scheut auch den Auftritt in der Kirche nicht. Am Eidgenössischen Dank-, Buss- und Betttag führte er im Grossmünster-Gottesdienst in Zürich einen Dialog mit Pfarrer Christoph Sigrist.

Ökumenische Biografie

Grübel startete seine Karriere als Lehrling bei der Deutschen Bank. Das war 1961. Später war er der einzige CEO, der in der Schweiz gleich beide Grossbanken führte. Auch mit Blick auf seine religiöse Biografie lässt er sich nicht in eine Schublade stecken: Katholisch getauft, wuchs

er als Kriegswaise zunächst in der damaligen DDR bei seiner protestantischen Grossmutter auf. Das Christentum sei der «beste Glaube», sagt er im Gespräch mit «reformiert.».

Um den Glauben geht es auch im Galaterbrief, über den Grübel mit Pfarrer Christoph Sigrist sprach. Bereits vor dem Gottesdienst erklärte Grübel unmissverständlich: «Auch heute braucht es eine Rückbesinnung auf den Glauben.»

Der frühere Bankenchef ist ein Mann der klaren Ansagen und fordert ein stärkeres Verteidigen des christlichen Glaubens als Basis für unsere Gesellschaftsordnung. «Der christliche Glaube ist manchmal zu

tolerant, unsere Glaubensgrundsätze verteidigen wir zu wenig.» Grübel sorgt sich deshalb um die Zukunft des Christentums. «Wenn wir noch ein paar Hundert Jahre so weitermachen, wird davon nicht mehr viel übrig bleiben, dann werden wir zur Multiglaubensgesellschaft ohne festen Bezug.»

Die Stärke der zehn Gebote

Als zentrale Stärke des Christentums sieht der 76-Jährige die zehn Gebote. Ihr Entstehen gehe auf das genaue

«Auch heute braucht es eine Rückbesinnung auf den Glauben.»

Oswald Grübel
Ex-Chef von UBS und CS

Beobachten des menschlichen Wesens zurück. Die Grundsätze ermöglichen den Aufbau von Vertrauen, was auch in der Wirtschaft entscheidend sei. «Vertrauen ist die Basis eines jeden Geschäfts.»

Heutzutage bläst Grübel zufolge der Kirche ein starker Gegenwind entgegen. Kleine Gruppen hätten es einfacher denn je, sich mittels sozialer Medien und Internet Gehör zu verschaffen. So würden Minderheiten häufig den Eindruck erwecken, einen Grossteil der Bevölkerung mit

ihren Meinungen oder ihrer Glaubensrichtung abzubilden. Grübel befürwortet eine meinungsstarke Kirche. Mitunter hat er nachvollziehbare und unmissverständliche Positionsbezüge der Kirche in gesellschaftlichen Fragen vermisst.

Gegen den Alleingang

Bei der Konzernverantwortungsinitiative, die am 29. November an die Urne kommt, kann der Banker das Engagement kirchlicher Kreise jedoch nicht nachvollziehen. Nicht etwa wegen der eigentlichen Absichten der Initiative: «Niemand kann ernsthaft gegen die Ziele der Konzernverantwortung sein.»

Ebenso wie viele Wirtschaftsvertreter hält Grübel eine Umsetzung für unmöglich und warnt vor negativen Folgen für die Schweiz und auch für die Betroffenen. Konzernverantwortung sei nur auf politischer Ebene in Abstimmung mit den wichtigsten Industrieländern zu erreichen, sagt Grübel. Cornelia Krause



Foto: zvg

Interview: [reformiert.info/oswaldgruebel](https://www.reformiert.info/oswaldgruebel)

Die Kirche fordert rasches Handeln

Migration Mit einer Resolution fordert die Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz den Bundesrat zur Evakuierung der Flüchtlingscamps auf den griechischen Inseln auf. Ein Migrationsexperte ordnet die aktuelle Krise ein.

Moria, das Flüchtlingslager auf der griechischen Insel Lesbos, ist zu einem Symbol für das Scheitern der europäischen Migrationspolitik geworden. Teils monatelang mussten 13 000 Menschen in dem für knapp 3000 ausgelegten Lager ausharren. Nachdem Moria Anfang September abbrannte, herrschten chaotische Zustände. Zwei Wochen später konnten die meisten Bewohner in das neu aufgebaute Zeltlager einziehen, wo sie weiterhin auf ihre Asylverfahren warten.

Die Geschehnisse auf Lesbos bewegen auch die Evangelisch-reformierte Kirche Schweiz (EKS). Kurz nach dem Brand verabschiedeten die Synodalen in Bern Forderungen an die Schweizer Politik. In der Resolution geht es nicht nur um die Situation auf Lesbos, sondern auch um weitere Lager auf den griechischen Inseln. Rat und Synode verlangen vom Bundesrat, «rasch und humanitär» zu handeln.

Konkret fordert die EKS die Politik zur sofortigen Evakuierung der Lager auf. Auch die Schweiz soll ein Kontingent an Flüchtlingen aufnehmen. Ihnen sollen Zugang zu einem fairen Asylverfahren sowie adäquate Unterbringung und Betreuung garantiert werden. Die Kirche ihrerseits wolle Verantwortung wahrnehmen und den Aufgenommenen bei der Integration helfen, heisst es in der Resolution.

Die Schweiz als Vorbild

Der österreichische Soziologe und renommierte Migrationsforscher Gerald Knaus hatte bereits vor sechs Monaten die Evakuierung von Moria gefordert. Die Situation sei unhaltbar, sagt er im Gespräch mit «reformiert.»: «Hier werden Menschen als Mittel zum Zweck verwendet, sie leiden auf einem der reichsten Kontinente der Welt in einem Land, das unglaublich viel Hilfe von der EU bekommen hat.»

Grundsätzlich begrüsst Knaus das Engagement der Kirche in Migrationsfragen, auch mit Blick auf die Seenotrettung. Es helfe, einen



Das grösste Flüchtlingslager Moria ist komplett abgebrannt.

Foto: Keystone

wichtigen Dialog anzustossen. Gerald Knaus ist Mitgründer und Vorsitzender des Think-Tanks European Stability Initiative.

Der Flüchtlingsdeal vom Frühjahr 2016 zwischen der EU und der Türkei geht auf seine Initiative zurück: Die EU darf alle Migranten, die keine Chance auf Asyl haben, in die Türkei zurückschicken. Im Gegenzug kann für jeden in die Türkei zurückgeschickten Syrer ein anderer Syrer aus der Türkei legal in die

EU kommen. Die EU verpflichtet sich zudem zur Zahlung von sechs Milliarden Euro. Die Türkei finanziert damit die Versorgung und Integration der Flüchtlinge. Seit März dieses Jahres nimmt das Land keine Flüchtlinge mehr zurück, wodurch sich die Situation auf den griechischen Inseln massiv verschärft hat.

Als längerfristige Lösung für die Flüchtlingskrise auf den griechischen Inseln ist für Knaus eine neue Vereinbarung mit der Türkei unab-

dingbar. Dabei sei es notwendig, dass sich die EU mehr als bisher einbringe. Sie müsse die Türkei vermehrt finanziell unterstützen und mehr Schutzbedürftige aufnehmen. Zentral seien zudem schnellere Asylverfahren für Flüchtlinge, die in den griechischen Lagern festsitzen.

«Es braucht mit EU-Recht kompatible, humane Aufnahmeeinrichtungen sowie faire Asylverfahren, die nicht länger als acht Wochen dauern.» In dieser Hinsicht könne die Schweiz mit ihrer Expertise in beschleunigten Asylverfahren interessant werden, sagt Knaus.

Lager zur Abschreckung

Derweil leistet die Schweiz vor allem Hilfe vor Ort. Das EDA stellt bis zu einer Million Franken zur Verfügung. Zudem will der Bund 20 von total rund 400 unbegleiteten Minderjährigen aus Moria aufnehmen.

Ob sich die Lage für die Flüchtlinge tatsächlich verbessert, hängt massgeblich von der griechischen

«Hier leiden Menschen in einem Land, das unglaublich viel Hilfe von der EU erhalten hat.»

Gerald Knaus
Soziologe und Migrationsforscher

Regierung ab. Sie will jedoch vor allem signalisieren, dass es sich nicht lohnt, nach Europa zu kommen.

Für Knaus stehen die Zustände in den überfüllten Lagern und das Zurückschicken von Flüchtlingsbooten im Widerspruch zu internationalen Konventionen: «Wir brechen unser Gesetz und setzen Grundrechte aufs Spiel.» Der Experte fordert eine Asylpolitik, die etwa durch zügige Verfahren den Anreiz nimmt, nach Europa zu kommen, gleichzeitig aber nicht mit Werten und Gesetzen bricht. Eine mehrheitsfähige, humane Lösung werde immer eine Kombination aus Kontrolle und Empathie sein. Cornelia Krause, Sandra Hohendahl-Tesch

Interview: reformiert.info/geraldknaus
Bericht: reformiert.info/moria

Überzählige Kirche wird zur Klimaanlage

Ökologie Eine Kirche wird den Klimastreikenden überlassen. Ein Beispiel, das in Zürich Schule machen könnte.

Banner, auf denen «Wake up! Climate Action» und «Wipkingen fürs Klima» zu lesen ist, hängen von der Empore. Im Seitenschiff ist eine Tauschcke für Kleider eingerichtet und an einer Säule prangen Plakate für den Klimastreik.

Zwei Jahre stand die reformierte Kirche Wipkingen leer, seit Mitte September ist sie in neuen Händen. Die Kirchgemeinde Zürich hat sie dem Verein Klimastreikräume zur Zwischennutzung übergeben, für die nächsten zweieinhalb Jahre soll sie zu einem Ort des Austauschs werden mit Leuten aus dem Quartier, aber auch für diverse Gruppen, etwa die Jungen Grünen.

Keine Trennung auf ewig

Das neue Hauptquartier des Klimastreik Zürich passe gut zur Bewegung, sagt Mitglied Christina Münster am Rande der Eröffnungsfeier am 11. September. «Es ist ein Beispiel für den Systemwandel, den wir fordern.» In dem Fall eine neue Nutzungsmöglichkeit für ein nicht mehr für seinen ursprünglichen Zweck benötigtes Gebäude.

Vom Begriff der «Klimakirche», wie das Projekt hiess, haben sich die Nutzer jedoch verabschiedet. Sie wollten anders- oder nicht gläubige Menschen nicht ausschliessen, sagt Selma Jamal Aldin. «Klimaanlage» steht nun über dem Eingang.

Für die Kirchgemeinde, die in Zukunft vermehrt mit ungenutzten Kirchenräumen konfrontiert sein wird, ist die Zwischenvermietung ein Experiment, das Schule machen könnte. «Es ist keine Trennung auf ewig, fehlt uns die Kirche, können wir sie wieder selbst verwenden», sagt Michael Hauser, als Kirchenpfleger zuständig für Immobilien.

Derzeit wird ausgearbeitet, nach welchen Kriterien Zwischennutzer künftig ausgesucht werden. Im Fall Wipkingen signalisiere die Auswahl auch ein Vertrauen in die Jugend, sagt Hauser. Cornelia Krause

INSERATE

Erholung und Genuss mit Tradition. Seit 1828.

Das historische 3-Sterne-Superior-Bade-, Kur- und Ferienhotel im malerischen Andeer, mitten im Naturpark Beverin, lädt zum Geniessen und Entspannen ein.

- moderne, geschmackvoll eingerichtete Komfortzimmer und Juniorsuiten
- direkter Zugang zum Mineralbad Andeer, mit Innen- und Aussenbad, diversen Saunas, Massagen und Therapien
- À la carte-Restaurant mit marktfrischen Gerichten

Für Gruppen und für Individualgäste.

Hotel Fravi
Veia Granda 1
CH-7440 Andeer

T +41 (0)81 660 01 01
F +41 (0)81 660 01 02
info@fravi-hotel.ch
www.fravi-hotel.ch



Hotel Fravi
BADE-, KUR- & FERIENHOTEL
ANDEER

Für mehr Freude im Leben: Lebensqualität spenden



STIFTUNG
BRUNEGG
HOMBRECHTIKON
WOHNHEIM
GÄRTNEREI
BLUMENLADEN
SEKRETARIAT:
T 055 254 10 20

Stiftung BRUNEGG | Brunegg 3 | Hombrechtikon
www.stiftung-brunegg.ch
Post-Spendenkonto: 87-2430-9
IBAN CH18 0070 0113 9004 4943 9

Jetzt SPICK verschenken!



www.spick.ch



www.friedwald.ch
Baum als letzte Ruhestätte
75 Anlagen in der Schweiz
052 / 741 42 12

Als die Römer den Apfel ins Paradies schmuggelten

Was würden Sie antworten, wenn man Sie fragte, von welcher Frucht das biblische Urpaar Adam und Eva im Paradies verbotenweise kostete? Natürlich – die fatale Frucht war der Apfel. Was denn sonst? Immerhin ist auf allen bildlichen Darstellungen, die von der Antike bis heute zu dieser Schlüsselszene entstanden sind, ein Apfelbaum beziehungsweise ein Apfel zu sehen.

Nur: Die Bibel, in der die Geschichte vom Sündenfall überliefert ist (Gen. 3, 1-24), vermeidet es konsequent, die Frucht des Anstosses beim Namen zu nennen.

Von allen Bäumen durften die ersten Menschen essen, nur nicht vom «Baum der Erkenntnis», den Gott in die Mitte des Gartens Eden gepflanzt hatte. Die listige Schlange aber verführte die ersten Menschen dazu, das Verbot zu brechen. Zur Strafe mussten sie auf Gottes Geheiss das Paradies verlassen.

Feige, Aprikose, Apfel?

Seither wird viel gerätselt, an welche Frucht der Erzähler der Paradiesgeschichte konkret dachte. Der Mythkenner Anthony Mercatante bringt in seinem Buch «Der magische Garten» den Granatapfel, die Feige und die Aprikose in Stellung. Diese Früchte sind im Osten, wo die Bibel entstand, mindestens so populär wie der Apfel.

Dass der Apfel zur Frucht der Erkenntnis beziehungsweise der Sün-



Gemälde: Lukas Cranach, Gemäldegalerie Berlin

de wurde, ist den Römern und ihren allgegenwärtigen Apfelbäumen zu verdanken. Und einem Wortspiel, das sich aus der lateinischen Bibelübersetzung ergibt: Malum bedeutet Apfel, zugleich auch «das Böse».

Diese Verbindung setzte sich in den Köpfen fest. **Hans Herrmann**

Singende Bäume und magische Blitzableiter

In zahlreichen Mythen, Legenden und Märchen spielt der Apfel eine Rolle. Er ist ein Symbol für Verführung, was auf die Schöpfungsgeschichte in der Bibel zurückgeht. Er kann aber auch für Fruchtbarkeit stehen. Oder aber für Zwiist.

Schon die alten Germanen waren fasziniert von der runden, saftigen Frucht mit ihrem kernigen Innenleben. Sie glaubten, der Apfelbaum stehe unter besonderem Schutz der Götter, und selbst Blitze könnten ihm nichts anhaben. Darum pflanzten die Bauern Apfelbäume möglichst nahe an ihre Häuser.

Könige und Helden hofften gemäss einer keltischen Sage darauf, nach ihrem Tod ins Apfelfland zu kommen. Avalon, so nannten sie das Paradies, war die Insel der Apfelbäume. Noch im Mittelalter wurde das Paradies häufig als ein grosser Garten mit vielen herrlichen Apfelbäumen dargestellt, aus denen ein betörender Gesang ertönte.

Vom Kopf geschossen

Ein beliebtes Motiv in Sagen und Legenden ist der Apfelschuss. Es kommt in mehreren europäischen Erzählungen vor. Immer wird der Held dazu genötigt, einen Apfel vom Kopf seines Sohnes zu schiessen. Und er hält einen zweiten Pfeil bereit, um im Falle eines Fehlschusses denjenigen zu töten, der ihn zur gefährlichen Handlung gezwungen hat. Vermutlich erstmals taucht der

gezielte Schuss auf einen Apfel im Versepos «Mantiq at-tair» («Die Konferenz der Vögel») auf, das der persische Sufi-Dichter Farid ud-Din Attar Ende des 12. Jahrhunderts verfasst haben soll.

Der in der deutschen Literatur bekannteste Apfelschuss ist natürlich jener, der die Figur des Wilhelm Tell zum Schweizer Helden gemacht hat. Der deutsche Dichter Friedrich Schiller verwendete das Motiv in seinem klassischen Drama dazu, die spätere Ermordung des Landvogts Gessler voranzutreiben. Auch hier entdecken Gesslers Wachen nach Tells Treffer einen zweiten Pfeil, der nach einem Fehlschuss für den Tyrannen bestimmt gewesen wäre.

Faul oder vergiftet

In zahlreichen deutschen Märchen kommt ebenfalls ein Apfel vor. Einen prominenten Auftritt hat er im «Schneewittchen», dessen böse Stiefmutter die rote Hälfte der Frucht vergiftet hat, um das schöne Mädchen zu töten.

Bei «Frau Holle» ist die Pechmarie zu faul, die reifen Früchte vom Baum zu schüteln. Und im Märchen «Einäuglein, Zweiäuglein und Dreiäuglein» wächst für die Heldin ein Baum mit silbernen Blättern und goldenen Äpfeln, die nur sie pflücken kann und mit deren Hilfe sie dann ihren Ehemann für sich gewinnt. Einem Apfel hinterher rennen muss hingegen der Held im Märchen über den «Eisenhans». Erst nachdem der Held die goldene Frucht der Königstochter drei Mal erwirzt hat, darf er sie heiraten. **Sandra Hohendahl-Tesch**



Illustration: pngwing

Verfolgter Priester wird posthum zum Künstler

KZ-3 benannte der Priester Korbinian Aigner eine der vier Apfelsorten, die er im Konzentrationslager Dachau züchtete. Seit 1982 heisst die Sorte zu Ehren des bayrischen Pfarrers Korbiniansapfel und wird immer noch angebaut.

Die Apfelbilder, die Aigner schon seit seiner Schulzeit malte, wurden 2012 für die Documenta, eine bedeutende Ausstellung zeitgenössischer Kunst, aus dem Archiv der Technischen Universität München an die Öffentlichkeit geholt und von der Kritik sogleich euphorisch als «Konzeptkunst» gefeiert.

Die späte Zufriedenheit

Darüber hätte sich der Bauernsohn sicherlich amüsiert. Die Äpfel, die er naturgetreu malte, dienten ihm als Anschauungsmaterial für sein vielfältiges Wirken zur Förderung des Obstbaus. 601 Apfel- und 275 Birnenbilder sind von ihm erhalten.

Nur mit Ach und Krach schaffte Aigner das Priesterseminar. «Mehr Pomologe als Theologe» stand in seinem Zeugnis. Der Satz zieht sich durch die Beurteilungen, die er als

Vikar in verschiedenen bayrischen Dörfern erhielt. Bevor Aigner mit 46 Jahren eine eigene Pfarrei übernehmen konnte, kam hinzu: «Pomologe = dem weiblichen Geschlecht zu sehr zugetan.»

Der Pfarrer engagierte sich in der bayrischen Volkspartei, wo er die Anliegen seiner bäuerlichen Gemeinde vertrat. Mit dem Aufstieg der Nationalsozialistischen Partei geriet der Theologe zunehmend in Schwierigkeiten. Er verweigerte von der Kirche geforderte Ehrerbietungen und äusserte sich im Unterricht kritisch gegen die Nazis.

Schliesslich landete Aigner, wie viele andere katholische Geistliche, im Konzentrationslager Dachau. Er arbeitete in der dortigen Versuchsanstalt, vielleicht einer der noch erträglicheren Einsatzorte im KZ. Im Versteckten widmete er sich seiner Apfel-Leidenschaft und versuchte, neue Sorten zu züchten.

1945 schickten die schon besiegten Nazis die Häftlinge auf den berüchtigten Todesmarsch ins Tirol. Aigner, 60-jährig, konnte fliehen: «Habe mich auf dem Marsch in der Nacht vom 30.4. selbst entlassen.»

Der Apfelpfarrer kehrte zurück in seine letzte Pfarrei. In den 21 Jahren bis zu seinem Tod widmete er sich vor allem der Gemeinde, gerne auch im Wirtshaus. Dort soll er mit nur einem Glas Bier und einer Zigarre den ganzen Abend zufrieden gewesen sein. **Christa Amstutz**

Ein Pionier namens Maximilian Bircher



Foto: Adobe Stock

Hätte jemand dem Aarauer Arzt Maximilian Bircher-Brenner prophezeit, seine Diätspise, bestehend aus Haferflocken, geraffeltem Apfel, Wasser, Zitrone und Kondensmilch, werde zur Basis eines globalen Trendfoods, dessen Name alle Sprachgrenzen überschreitet, er hätte sich wohl zufrieden über seinen langen Bart gestrichen.

Damals, zu Beginn des 20. Jahrhunderts, kamen seine Ernährungstipps noch nicht gut an. Als Bircher

im Jahr 1900 vor der vereinigten Zürcher Ärzteschaft verkündete, dass Rohkost gesünder als Gekochtes und Pflanzennahrung besser als Fleisch sei, winkten die Doktoren ab. Fleisch galt als wichtigstes Nahrungsmittel, obwohl es sich nur die Reichen regelmässig leisten konnten. Vitamine und deren Bedeutung für den menschlichen Organismus wurden erst zwei Jahrzehnte danach entdeckt. Birchers Theorien wurden damit bestätigt.

Die gesunde Sennerin

Bircher war der Meinung, dass die «Sonnenlichtnahrung», wie er sie nannte, viel gesünder sei: Pflanzen nähmen Sonnenlicht auf, bauten aus anorganischen Stoffen organische Moleküle auf und hätten den höchsten Nährwert. Er war begeistert, als er auf einer Wanderung in den Genuss eines «recht seltsamen Essens» kam, das ihm eine Sennerin servierte: gemahlene Körner, kleingeschnittenes Obst, Milch und gehackte Nüsse. Die naturnah lebenden Äpler standen bei ihm ohnehin für ein gesundes Leben.

Der Doktor war überzeugt, dass dieser Brei die Genesungsprozesse bei gewissen Erkrankungen besser unterstützt als Fleisch, Milch und Eier, und bot die «Spys» als Standardfrühstück in seinem Sanatorium an. Zum Grundrezept gehörten ein bis zwei Äpfel inklusive Schale und Kerngehäuse, da üppig vorhanden und lange lagerbar.

Heute gibt es das «Müesli», ein Diminutiv von «Mues», in unzähligen Varianten. Viele stellen ihr eigenes wohl zufrieden über seinen langen Bart gestrichen.

Damals, zu Beginn des 20. Jahrhunderts, kamen seine Ernährungstipps noch nicht gut an. Als Bircher

Die heiklen Sorten sind besonders beliebt

Er kann noch so rund, glänzend, knackig und rot (am besten), gelb oder grün sein: Hat der Apfel nur einen kleinen Mangel, schafft er es nicht in die «Klasse Extra». Das zeigen die 19 Seiten mit den «Normen und Vorschriften für Tafeläpfel», die der Verband des Schweizerischen Fruchte-, Gemüse- und Kartoffelhandels (Swisscofel) publiziert hat.

Als Richtgrössen gelten auch für Klasse I und II bei allen Sorten 60 Millimeter Durchmesser und ein Gewicht von 90 Gramm. Je nach Sorte liegen in der Klasse I Abweichungen von 25 Prozent drin. Für die Klasse II gibt es für die Grösse keine Vorschriften mehr.

«Ein perfekter Apfel sieht schön aus, er sollte keine Makel aufweisen und für die meisten Konsumenten rot sein», sagt Beatrice Rüttimann vom Schweizer Obstverband. Rot signalisiere Süsse. Unangefochten an der Spitze stehe deshalb in der Schweiz seit langer Zeit mit aktuell 27 Prozent Marktanteil der Gala-Apfel. Zur Süsse komme, dass die Sorte eher fad sei: «Das macht diesen Apfel bei den Kindern beliebt.»

Vier Sorten bilden Mehrheit

Mit Golden Delicious, Braeburn und Jonagold machen nur vier Sorten die Mehrheit der meistgekauften Äpfel in der Schweiz aus (54 Prozent). Angebaut werden über 100 verschiedene Äpfel. Gerade die vier Spitzenreiter sind stark anfällig für Pilz,



Illustration: pngwing

Schorf und Krebs. Nur mit intensivem Einsatz von Pflanzenschutzmitteln werden sie so perfekt, um wirtschaftlich in Massen produziert werden zu können. Resistente Sorten erreichen höchstens einen Anteil von 8 Prozent.

Beatrice Rüttimann spricht konsequent von «Pflanzenschutzmitteln», Pestizide auf synthetischer Basis erwähnt sie nicht – auch nicht bei der Frage nach den häufigsten Mitteln: «Es ist nicht möglich, allgemeine Aussagen über den Einsatz von Pflanzenschutzmitteln zu machen.» Strategien und Produktionsbedingungen seien zu unterschiedlich. Und auch umweltschonende Mittel wie Nützlinge, Nematoden, Mikroorganismen und Pflanzenextrakte kämen im Obstbau immer mehr zum Einsatz.

Konkreter wird Stefan Bächli, Obstbauchef bei der integriert produzierenden Jucker Farm. Die vier Spitzensorten bräuchten jährlich rund 15 Anwendungen gegen Pilzkrankheiten. Resistente Sorten wie etwa Topaz kämen dagegen mit halb so viel aus. **Marius Schären**



Illustration: Dreamstime

Ein Zankapfel und drei verschenkte Äpfel aus Gold

Ein Apfel aus purem Gold, die perfekte Kugel aus dem edelsten Material gefertigt: Das beschäftigt die Menschheit seit Jahrtausenden.

Der griechische Superheld Herakles musste als elfte seiner zwölf Aufgaben die goldenen Äpfel der Hesperiden ab einem Wunderbaum rauben, den die Erdgöttin Gaia der

Hera zur Hochzeit mit Zeus gestiftet hatte. Er tat es ausnahmsweise mit List und nicht mit Muskelkraft.

Zum Zankapfel wurde ein goldener Apfel in der Hand von Eris, die Göttin der Zwietracht zürnte, weil sie nicht zur Hochzeit des Peleus mit der Meeressäuggöttin Thetis eingeladen war, und warf einen goldenen Apfel mit der Aufschrift «Kalliste», «Für die Schönste», unter die Hochzeitsgäste. Hera, Athene und die Liebesgöttin Aphrodite gerieten in Streit, wem der Apfel zusteht.

Der trojanische Prinz Paris wurde zum Schiedsrichter und sprach den glänzenden Apfel Aphrodite zu, denn sie hatte ihm dafür Helena, die Ehefrau von Spartakönig Menelaos, versprochen. Daraus wurde der zehnjährige Trojanische Krieg.

Die Spende des Nikolaus

Goldene Äpfel konnten auch Gutes bewirken. Nikolaus, der spätere Bischof von Myra, verschenkte heimlich drei geerbte Goldäpfel an drei arme junge Frauen, um sie vor der Prostitution zu bewahren. Der Sankt-Nikolaus-Brauch und der goldene Adventsschmuck waren geboren.

Weltumspannende Macht symbolisierte ab dem Mittelalter der Reichsapfel des Deutschen Reichs und weiterer Monarchien. Norwegens Variante besteht freilich nur aus vergoldetem Silber.

Heute sind die Symbolkraft und der Glanz des goldenen Apfels etwas verblasst. Der «Golden Delicious», seit rund 100 Jahren auf dem Markt, verdrängt schmackhaftere Apfelsorten. Geblieben ist die biblische Wahrheit, die Salomo in den Sprüchen (25,11) formulierte: «Goldene Äpfel in silbernen Schalen, so ist ein Wort, das zur rechten Zeit gesprochen wird.» **Thomas Illi**

Symbol für Lebensfreude und für den Zerfall

Das Firmenlogo von Apple ist der wohl berühmteste Apfel der Gegenwart. Zwar gilt die stilisierte dargestellte Frucht, die rechts abgebissen ist, nicht als Kunst, ins kollektive ästhetische Bewusstsein prägen sich die allgegenwärtigen Logos grosser Konzerne dennoch ein. Mit dem Apfel gab sich der Technologiegigant ein Kennzeichen von grosser kulturellgeschichtlicher Bedeutung und hohem Wiedererkennungswert.

Stilleben und Verteidigung

In der Malerei ist der Apfel seit Jahrhunderten ein beliebtes Motiv. Besonders in Stilleben sind Künstler von seiner Form und Farbe angezogen. Älteste Darstellungen finden sich auf antiken Mosaiken und Malereien. Im 15. und 16. Jahrhundert entstanden berühmte Gemälde etwa von van Eyck, Rubens oder Caravaggio. Einmal zeugen die Äpfel von blühender Lebensfreude, einmal von beginnendem Zerfall.

Auch die beiden Impressionisten Paul Cézanne und Vincent van Gogh im 19. Jahrhundert, später August Macke als Expressionist, stellten die Frucht ins Zentrum ihrer Stilleben. Und beim Surrealisten René Magritte fliegen dann die grünen Äpfel durch die Luft, oder sie füllen in ihrer monströsen Übergrösse ein ganzes Zimmer aus.

Andy Warhol und Roy Lichtenstein, die beiden Vertreter der Pop Art, brachten die Äpfel in werb-

ethischer und plakativer Bildsprache auf die Leinwand.

Auch der Schweizer Maler Cuno Amiet hatte Appetit: Sein Wandbild aus dem Jahr 1936 an der Fassade des Berner Kunstmuseums heisst «Apfel-ernte». Die Bäuerinnen mit gefüllten Erntekörben sind ein Zeitdokument der helvetischen Identität in Zeiten der geistigen Landesverteidigung. **Katharina Kilchenmann**



©Estate of Roy Lichtenstein/2020, ProLitteris, Zurich – bpk/Rheinisches Bildarchiv Köln/Sabrina Walz

In Mostindien sieht es aus wie im Garten Eden

Das Satireblatt «Postheiri» hatte im 19. Jahrhundert den Einfall: Aus Ostindien wurde Mostindien für den Thurgau abgeleitet. Äpfel und Birnen überall, das stach auch dem deutschen «Professor der Weltweisheit», Christoph Meiners, 1788 bei einer Reise in den Thurgau ins Auge. Sein schwärmerischer Befund: Die Thurgauer Landschaft komme dem am nächsten, was der Vision vom Garten Eden entspräche.

Das Apfelparadies befand sich im Thurgau schon in grauer Vorzeit. Archäologen haben aus der Asche eines Lagerfeuers der Pfahlbauer Reste eines Apfels entdeckt. Und Schriftstellerin Annette von Droste-Hülshoff notierte als Leitspruch der Thurgauer: «Besser ohne Brot als ohne Most.»

In einem Reisebericht von 1837 rechnete Johann Adam Pupikofen den jährlichen Mostkonsum eines Bauernknechts aus: 40 Eimer Most, was 1600 Litern entspricht, schütete ein Knecht in sich hinein. «Selbst Kinder löschen den Durst nicht mit Wasser, sondern greifen nach dem stets bereitstehenden Mostkrug.»

Viel Most und viel Schnaps

Wahrlich explodiert ist der Obstbau dann in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Dank der Eisenbahn kam billiges Getreide in die Schweiz. So wurde Platz frei für Obstbäume. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts hatte sich der Obstexport

verdreifacht und Mostindien mischte ganz vorne mit.

«Dabei wurde auch immer mehr Schnaps gebrannt», sagt Historiker Franco Ruault, der das Museum der Möhl-Mosterei in Arbon leitet. Im Gegensatz zum stark besteuerten Kartoffelschnaps waren Obstbrände bis zur Revision der Alkoholgesetzgebung 1930 fiskalisch nicht belastet. Mit Steuern, aber auch mit einer von der Eidgenössischen Alkoholverwaltung subventionierten Baumfällaktion lichtete sich der Hochstämmerwald und verwandelte



Foto: Adobe Stock

die Landschaft in Niedrigstammplantagen für Tafelobst.

Trotzdem lässt sich noch heute sagen: Der Thurgau ist jener Kanton, in dem Herr und Frau Schweizer den Most holen. Hier wird die Hälfte des Obstes geerntet, das vermostet wird. Und jeder dritte Apfel der Kategorie Tafelobst stammt aus dem Thurgau. **Delf Bucher**



Konzeptkunst? Apfelbilder von Korbinian Aigner.

Fotos: Alamy

Aus Braeburn und Ariwa wurde Brigitte Bardot

Landwirtschaft Niklaus Bolliger züchtet seit 20 Jahren Apfelsorten, die weniger Pflanzenschutz benötigen. Dafür sät er jährlich Tausende von Apfelsamen aus. Auf seiner Plantage herrscht Vielfalt und individuelle Produktion. Das wirkt sich auf den Geschmack der Äpfel aus, ist Bolliger überzeugt.

«Ich weiss, weshalb ich keine Kartoffeln züchte», sagt Niklaus Bolliger. Der 2,02 Meter grosse Apfelmännchen streckt sich, pflückt einen Apfel vom obersten Ast und beisst hinein. Es knackt und saftet. «Dieser Apfel ist ein bisschen unförmig, aber geschmacklich ausgezeichnet.»

Bolliger hält einen Apfel aus eigener Zucht in den Händen: Brigitte B. Eigentlich trägt der Apfel den Zuchtnamen BB53. Als ein Kunde aber auf dem Markt vor der mit BB53 angeschriebenen Apfelkiste auf die französische Schauspielerin Brigitte Bardot verwies und bemerkte, dass das auch als BB bekannte Modell nicht Jahrgang 1953, sondern 1934 habe, war der Name für die neue Sorte geboren.

Für Brigitte B kreuzte der 65-jährige Bolliger die neuseeländische Sorte Braeburn mit dem Apfel Ariwa, der vor 30 Jahren in Wädenswil gezüchtet worden ist. Aus vielen Nachkommen derselben Kreuzung ist nichts geworden. «Von 10 000 ausgesäten Samen ergeben sich vielleicht ein oder zwei potenzielle Sorten», sagt Bolliger.

Sieben Jahre vergingen, bis der Züchter einen Apfel in den Händen hielt, der ganz nach seinem Geschmack ist: bissfest, knackig und saftig. «Doch für den Verkauf stellt sich dann die wichtige Frage, wie lange der Apfel diese Eigenschaften behält.» Ob es ein Apfel auf den Markt schafft, hängt auch davon ab, wie er an anderen Standorten gedeiht. Die Haltbarkeit spielt ebenfalls eine Rolle und die Anfälligkeit der Bäume und Früchte auf Krankheiten. Und wie schnell ein Apfel beim Lagern eine braune Delle vom Druck anderer Früchte bekommt.

Sensoren in den Fingern

Bolliger ist einer von drei Apfelmännchen in der Schweiz. Auf seinem Biohof Rigi im solothurnischen Hetsgöfen stehen auf einer halben Hektare 65 Hochstamm-Äpfelbäume und rund 3000 kleinere Zuchtbäume. Seine Frau Regula ist verantwortlich für den Gemüseanbau. Das Ehepaar hält zwölf Mutterkühe sowie Schafe und Hühner. Ihre Produkte verkaufen sie direkt auf dem Markt. Rund 10 bis 12 Tonnen Äpfel verwertet Bolliger jährlich, neben dem Marktstand beliefert er zwei Geschäfte und eine Kita.

Bolliger sitzt am langen Holztisch vor dem prächtigen Bauernhof. Nebenan plätschert der Brunnen, Hündin Zefa gibt zu verstehen, dass sie gestreichelt werden will. Bolliger bittet einen Angestellten, für den Markt zwei Glasballone mit frisch gepresstem Most in PET-Flaschen abzufüllen. Früchte, die sich nicht für den Verkauf eignen, werden gemostet, zu getrockneten Apfelfringli verarbeitet oder den Tieren verfüttert. Neben dem Ehepaar Bolliger arbeiten drei Lehrlinge und zwei Angestellte mit.

Ganz egal, ob im Frühsommer die Früchte an den Bäumen ausgedünnt werden, oder in der Haupterntezeit von September bis Oktober die Äpfel gepflückt werden: Alles ist Handarbeit. Nach einer ersten Ernte erfolgt etwa fünf Tage später die grosse Ernte, anschliessend werden noch



Regula und Niklaus Bolliger pflücken Äpfel der eigenen Züchtung Brigitte B.

Foto: Manuel Zingg

die restlichen Äpfel gepflückt. Die Handarbeit verlangt Geschick und Wissen. «Die Arbeiter müssen Sensoren in den Fingern haben, denn sie müssen alle Früchte ernten, die reif sind, also den optimalen Zeitpunkt erwischen.» Möglichst rasch nach der Ernte kommen die Äpfel in die Kühlräume, wo bei eins bis sechs Grad der Reifeprozess gestoppt wird. So kann Bolliger seine Sorten bis Ostern lagern und auf dem Markt verkaufen.

Zwei Wochen früher reif

Mit der diesjährigen Ernte ist der vierfache Vater zufrieden. Im Gegensatz zum letzten Jahr gab es in der Blütezeit keinen Frost. «Die ersten Sorten werden im Durchschnitt schon zwei Wochen früher reif, als das noch vor 30 Jahren der Fall war», sagt Bolliger. Je früher die Bäume

Blüten haben, desto grösser ist die Gefahr von Frostschäden.

Bolliger steht in einem der vier Kühlräume. Neben ihm stapeln sich 24 Gebinde Primerouge-Äpfel. Noch hat es im Lagerraum Platz, was sich in den nächsten Wochen ändern wird. Von Oktober bis Ostern werden die Früchte in den Kühlräumen umgepackt und für den Markt parat gemacht. «Nicht meine Lieblingsbeschäftigung.» Viel lieber ist er draussen und schneidet Bäume. «Da kann man sich vorstellen, wie die Apfelbäume im nächsten Jahr wachsen werden.»

Bäume schneidet Bolliger meist im Winter. Ebenso sät er im November und Dezember jeweils die im selben Jahr gewonnenen Apfelsamen in Saatschalen aus. Im letzten Jahr mit schlechter Ernte waren das 3000 Samen, im Jahr vorher

noch 8000. Der passionierte Kontrabassist war schon immer von der Apfelmännchen fasziniert. Seit 20 Jahren züchtet er selber. «Ich hätte viel früher damit anfangen sollen.»

Aus seinem Büro, in dem zwei Arbeitsplätze mit Computern und ein Büchergestell stehen, holt Bolliger jetzt eine silbernes Tablett mit Apfelsamen, die er am Vortag geerntet hat. Eine Handvoll Samen lässt er durch seine langen Finger rieseln. «Je länger man Apfel züchtet, desto spannender wird es.»

Nun setzt sich Bolliger wieder an den langen Holztisch. Der hauseigene Most in den Gläsern zieht Wespen an. Auf seiner Plantage sieht kein Baum wie der andere aus. «Ich will nicht eine industrielle, sondern eine individuelle Produktion.»

Bolliger ist überzeugt, dass sich Vielfalt auf die Qualität der Früchte auswirkt, und fügt an, dass heute auch Bioäpfel industriell hergestellt werden in gleichförmigen Anlagen mit wenig Biodiversität. Neben den zwölf angebaute Apfelsorten experimentiert Bolliger mit weiteren 300 potenziellen Sorten. Die Diversität vermindert die Gefahr von Krankheiten, die sich in Monokulturen schneller ausbreiten.

Äpfel statt Schwefel riechen

Ein Ziel Bolligers ist es, Apfelsorten zu züchten, die weniger Pflanzenschutz benötigen. Dazu hat er den Verein Poma Culta gegründet, der die Forschung von biodynamischem Obstbau fördert. «Man kann aber nicht von einem Tag auf den anderen ganz auf Pflanzenschutz verzichten», sagt Bolliger, der nur einen Teil des vom Biolabel zugelassenen Pflanzenschutzes einsetzt.

Aus Überzeugung verzichtet Bolliger auf Kupfer. Auch Schwefel kommt nicht zum Einsatz, obwohl er biologisch weniger bedenklich ist. «Ich will einfach nicht, dass es nach Schwefel stinkt, wenn ich zu den Bäumen gehe.» Viel lieber hat Bolliger den Apfelduft in der Nase. Zudem ist Schwefel sehr effizient. Und Bolliger arbeitet mit weniger effizienten Mitteln, weil er die robusten Sorten finden möchte.

Die falschen Anreize

In der Schweiz gab es einmal 1500 Apfelsorten, erzählt Bolliger. Vor 100 Jahren konzentrierte man sich auf Sorten, die ökonomisch am interessantesten, aber oft wenig robust waren, was mit Pflanzenschutzmitteln kompensiert wurde. «Man hat immer schon alles gemacht, damit der Kunde schöne Äpfel im Gestell hat.» Von der grossen Auswahl von damals kennt man heute etwa noch Gravensteiner, Boskoop oder die Berner Rose. «Hätte man damals keine Spritzmittel gehabt, wären andere Sorten gezüchtet worden, und wir hätten heute ebenfalls schöne und robuste Äpfel.»

In den Gestellen der Grossverteilern landen nur die unversehrten Äpfel. Solche mit Schorf oder einem anderen ästhetischen Makel schaffen es nicht in den Verkauf. «Diese Normierung führt auch zu einer geschmacklichen Einfalt», sagt Bolliger. Deshalb ist ihm der direkte Kundenkontakt auf dem Markt wichtig. «Da kann ich die Kunden und Kundinnen individuell nach ihren geschmacklichen Vorlieben bedienen und ihnen die Geschichte des Apfels erzählen.»

Bolliger wünscht sich, dass die Vielfalt der Äpfel und der damit einhergehende Geschmacksreichtum von bis zu 400 Aromen wieder ins Bewusstsein der Konsumentinnen und Konsumenten gelangt. Und natürlich träumt er davon, dass es eine Sorte seines Labels Poma Culta auf den Markt schafft. Nicola Mohler

Vom Samen bis zum tragenden Apfelbaum

Die Apfelblüten werden für die Kreuzungen von Hand bestäubt. Danach werden die Apfelsamen ausgesät. Zwei Jahre dauert es, bis die Apfelbäumchen stehen, die dann aufgrund ihrer Wuchseigenschaften und der Pflanzengesundheit selektiert werden. Die besten werden als Spindel erzogen. Das ist eine kleine Baumform, die das Schneiden und Ernten ohne Leiter erlaubt. Die Spindelbäume werden aufgrund ihrer Eigenschaften während weiterer Jahre auf Krankheiten, Ertrag und Geschmack sowie Lagerverhalten der geernteten Äpfel getestet. Bis ein Apfel neu auf den Markt kommt und als Sorte gemeldet werden kann, vergehen rund 15 Jahre.



Der saudische Kronprinz Mohammed bin Salman verordnet Reform-Kosmetik von oben.

Foto: Keystone

Vom manipulierten Erbgut des Koran

Islam Für den liberalen Islamwissenschaftler Mouhanad Khorchide ist klar: Die Wende zum Reformislam geht über eine neue Lesart des Koran. Jahrhundertlang wurde die Heilige Schrift politisch instrumentalisiert.

Mouhanad Khorchide sitzt zwischen allen Stühlen. Der Islamwissenschaftler wird angefeindet von Islam-Verbänden und konservativen Imamen. Aber auch liberale islamische Intellektuelle wie Abdel-Hakim Ourghiin, der in Freiburg Islamische Theologie und Religionspädagogik lehrt, kritisieren ihn. In der NZZ warf Ourghiin Khorchide vor, «theologische Schönheitschirurgie» zu betreiben.

Kampf um die Nachfolge Mouhanad Khorchide stellt in seinem neuen Buch «Gottes falsche Anwälte» die vorherrschende Auslegung des Islams jedoch radikal infrage. Die heutige Interpretation ist laut Khorchide eine «manipulierte Version dieser Religion».

Statt, wie es der Koran eigentlich vorgesehen habe, den Menschen zur Subjektwerdung zu verhelfen, sei das Gegenteil geschehen: «Der Islam

diente dazu, eine Unterwerfungsmentalität im Volk zu etablieren.» Aus politischen Gründen hat sich das autoritäre Gen bereits in der Frühgeschichte des Islam in dessen Erbgut eingeschlichen.

In den Kämpfen um Mohammeds Nachfolge setzte sich eine autokratische Auslegung durch. Die politische Führung wurde zum Stellvertreter Gottes überhöht: «Wenn sich ein autoritärer Herrscher als Vertreter Gottes auf Erden sieht, braucht er einen autoritären Gott, in dessen Namen er seine restriktive Politik durchsetzen kann.»

Hilfreich war dabei, dass sich die Kalifen in der Expansionsphase des Islams persischer Beamter bedienten, deren Staatsmodell schon lange zuvor die Herrscher mit göttlichem Glanz umgeben hatte. Dieses Erbe hat auch das Christentum angetreten, als es im Byzantinischen Reich zur Staatsreligion wurde. Bis zum

heutigen Tage, so Khorchide, sei das autoritäre Denken im kollektiven Bewusstsein der Muslime verankert. Erst wenn sie sich von dieser unseeligen Erblast befreien, sei eine Reform des Islams denkbar.

Zurück zu den Quellen Der Reformation des Islam muss somit ein innerer Prozess vorausge-

«Der Islam etablierte eine Mentalität der Unterwerfung.»

Mouhanad Khorchide
Islamwissenschaftler, Uni Münster

hen. Deshalb beurteilt Khorchide die von oben initiierten Reformprozesse des saudischen Kronprinzen Mohammed bin Salman skeptisch. Führerscheine und Pässe für Frauen, sagt Khorchide im Gespräch mit «reformiert.», verliehen dem Staat eine moderne Fassade. Aber sie änderten nichts am grundsätzlichen Verhältnis von Gott und Mensch. Erst eine Gottesbeziehung, in der der Mensch direkt als Subjekt Gott gegenüberstehe, mache den Weg frei zu den spirituellen Quellen.

Hat aber nicht Mohammed selbst mit seinen Schriften die Basis zu einem theokratischen Herrschaftsmodell gelegt? Khorchide verneint diese Frage entschieden. Als Argumente zitiert er Suren aus dem Koran, die antimonarchistisch sind.

Traditionelle Mohammed-Überlieferungen, sogenannte Hadithe, die den Propheten eine Politikerrolle zuschreiben, sind gemäss Khorchide jedoch zugunsten der Herrschenden «erdichtet» worden. Seine reformatorische Forderung lautet, dass Staat und Religion zu trennen seien. Deshalb will Khorchide Mohammeds Biographie aus der politischen Sphäre heraushalten. So ist es für den Professor der Prophet, der die Menschen zum selbstbestimmten Leben ermächtigt.

Die dunkle Seite anerkennen Dieses Profil des Propheten stützt die jemenitisch-schweizerische Politikwissenschaftlerin Elham Manea. Sie formuliert eine ähnliche Reformagenda wie Khorchide, verschont ihn aber nicht mit Kritik: Der Leiter des Zentrums für Islamische Theologie in Münster weigere sich, die Schattenseiten in Mohammeds Biografie anzuerkennen.

In ihrem Buch «Der alltägliche Islamismus» (Kösel, 2018) charakterisiert Manea die Doppelrolle des Propheten: In Mekka predigte er den Monotheismus, setzte sich für soziale Gerechtigkeit und Frieden ein, um sich in Medina «zum Warlord und Stammesführer» zu wandeln. Deshalb lautet Maneas Credo: «Ein humanistischer Islam baut auf der Persönlichkeit und dem Verhalten des Propheten in Mekka auf.»

Wichtig bleibt für Manea, neben der Friedensbotschaft von Mekka die historisch-menschliche Dimension Mohammeds in Medina anzuerkennen. Denn im «Medina-Islam» stecke das Argumentarium, das den gewalttätigen Islamismus erst möglich gemacht habe. **Delf Bucher**

Mouhanad Khorchide: Gottes falsche Anwälte. Herder 2020, 209 Seiten, Fr. 20.–

Kindermund



Jagdfieber oder die Verlockungen des Alltags

Von Tim Krohn

Wir siechen. Nicht weil wir krank wären. Unser zweites Baby, Cilgia, hält uns auf Trab. Seit zwei Tagen bäumt sie sich kurz vorm Einschlafen plötzlich auf und stösst spitze Schreie aus. Danach ist das ganze Haus wach.

«Sie hat wohl Zahnweh», sagte Bigna, die mich zur Pirsch abholen wollte. Während der Jagd ist der Wald verbotenes Terrain, dafür sind an den jagdfreien Tagen wir die Jäger. Bigna bastelt immer neue Waffen. Doch ich war zu erschöpft. Über meinen dritten doppelten Espresso gebeugt, murmelte ich: «An Zahnweh dachten wir auch und gaben ihr ein Zäpfchen, aber das hat überhaupt nichts genützt.»

Bigna beobachtete Cilgia, die den Küchenboden nach Krümeln absuchte und sie sich unter Glücksgeräuschen in den Mund schob. «Oder sie träumt schlecht», riet sie, «ich will manchmal auch nicht mehr schlafen, weil ich schlecht geträumt habe. Dass ich fliegen kann, aber plötzlich stürze ich ab. Oder die Jäger schiessen auf mich, weil sie denken, ich bin eine Wildente.» «Cilgia kennt noch gar keine Jäger oder Wildenten.» «Stimmt. Vielleicht träumt sie, dass sie sich verschluckt und erstickt? Das tun Babys doch manchmal.» Cilgia schien davor keine Angst zu haben. Sie hatte unterm Backofen eine ver schrumpelte Apfelhälfte gefunden und wollte sie sich in den Mund stopfen.

Ich band das Traggestell um. «Komm, wir gehen mit ihm spazieren.» Kaum hob ich das Baby hinein, bog es den Rücken durch und schrie wie am Spiess. Bigna musterte es interessiert. «Cilgia hat nicht weh, sie ist wütend», rief sie gegen das Geschrei an. «Mag sein, aber wieso?» Bigna grinste: «Vielleicht hat sie die Krankheit von Andri, der immer «cac, cac» rufen muss.» Andri hat Tourette.

Inzwischen hatte ich Cilgia aus dem Gestell befreit, und sofort war sie still. «Du spazierst doch sonst so gern mit mir», sagte ich zu ihr, «an meiner Brust schläft es sich am besten.» «Aber heute brauchst du überhaupt nicht zu schlafen», löste Bigna mich ab, «dafür zeige ich dir eine überfahrene Kröte mit wunderschönem gelbem Bauch.» Cilgia gluckste und strampelte vor Freude.

Der in Graubünden lebende Autor Tim Krohn schreibt in seiner Kolumne allmonatlich über die Welt des Landmädchens Bigna. Illustration: Rahel Nicole Eisenring

Lebensfragen

Warum nicht Jesus, sondern Gott anbeten?

In Ihrem letzten Beitrag schrieben Sie, dass Christinnen und Christen nicht Jesus anbeten sollen, sondern vielmehr Gott – durch Jesus. Das befremdet mich. Theologisch spricht doch nichts dagegen, zu Jesus zu beten. Im Neuen Testament tun das der Apostel Thomas und alle anderen Jünger auch (Joh 20,28; Lk 24,52). Und gemäss der Lehre der Dreieinigkeit ist Jesus nebst Vater und Heiligem Geist einer der drei Personen Gottes, zu der man sehr wohl beten kann.

Selbstverständlich beten Christen zu ihrem «Herrn»! Sie weisen zu Recht auf die Lehre der Dreieinigkeit. Allerdings kann man das Bild der göttlichen «Personen» psychologisch missverstehen. Um es modern zu sagen: Gott hat keine gespaltene Persönlichkeit, sondern ist gemäss dem Theologen Kurt Marti «gesellige Gottheit». Wenn die Kirche bekennt, dass Jesus aus Nazareth der Christus ist, Heiland und König der Welt, preist sie das Wunder aller Wunder – die Menschwerdung Gottes. Davon erzählen auch die neutestamentlichen Lieder, die historisch betrachtet die Grundlage der Trinitätslehre bilden. Sie singen von einem Menschen, der ganz von Gott erfüllt ist.

Aber das macht aus Jesus kein Idol! Nicht den Menschen, dem sich Gott ganz und gar zuwendet, beten wir an, sondern Gott, der sich

ganz und gar auf diesen Menschen einlässt. Wir sollen Jesus «durchschauen». So wird uns Gott durch das Zeugnis seines Lebens und Sterbens anschaulich. Nähern wir uns betend dem Geheimnis, das die Lehre der Trinität zu bewahren sucht, können wir den Menschen Jesus nicht umgehen, aber wir bleiben auch nicht beim Menschen Jesus stehen.

Die alte Kirche hatte dafür eine Formel: Jesus Christus ist wahrer Gott und wahrer Mensch, ungetrennt und unvermischt, beides zusammen. Unterschiedliche Zugänge beim Beten sollen uns davor bewahren, Gott und Mensch zu vermischen oder aufzuspalten. Beim Beten unterscheiden und verbinden wir in der geselligen Gottheit zwischen Gott, der uns geschaffen hat, und Gott, der uns in Christus sein Erbarmen erweist. Wenn wir den Heiligen

Geist anrufen, bitten wir, dass Gott in uns Wohnung nimmt. Also beten wir zum einen Gott auf verschiedene Weisen. Und wahren so sein Geheimnis.

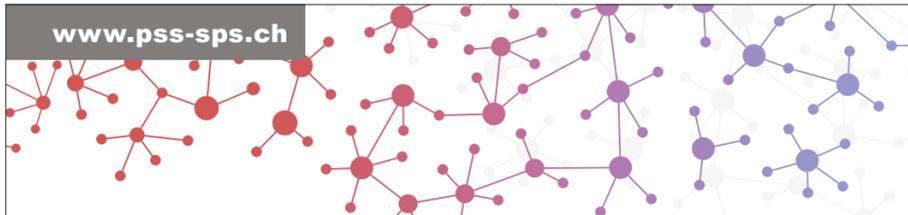
Langversion: reformiert.info/beten



Ralph Kunz
Professor für Praktische Theologie,
Universität Zürich

Lebensfragen. Drei Fachleute beantworten Ihre Fragen zu Glauben und Theologie sowie zu Problemen in Partnerschaft, Familie und anderen Lebensbereichen: Anne-Marie Müller (Seelsorge), Margareta Hofmann (Partnerschaft und Sexualität) und Ralph Kunz (Theologie). Senden Sie Ihre Fragen an «reformiert.», Lebensfragen, Postfach, 8022 Zürich. Oder an Lebensfragen@reformiert.info

www.pss-sps.ch



Reformationskollekte

Sonntag, 1. November 2020

Protestantische Solidarität Schweiz

Der Coronakrise mit Gemeinschaftssinn entgegentreten

Alles anders: Im Jahr 2020 müssen sich auch die reformierten Kirchen der Schweiz einer neuen Lebenswirklichkeit im Zeichen des Coronavirus stellen. So ruft die Protestantische Solidarität Schweiz PSS mit der Reformationskollekte dazu auf, **reformierte Kirchgemeinden, Kantonalkirchen und Werke in der Schweiz zu unterstützen**, die wegen Covid-19-Massnahmen massive finanzielle Einbussen erlitten oder grosse zusätzliche Ausgaben hatten. Die Betroffenen können bei der PSS dafür ein Gesuch stellen.

Unterstützen Sie die Kollekte durch Ihre Spende und zeigen Sie so Solidarität. Merci!

Protestantische Solidarität Schweiz
www.pss-sps.ch
Berner Kantonalbank
Vermerk: «Reformationskollekte»
CH02 0079 0016 5817 6976 9



Kriegstrauma oder der Traum vom Frieden?

Ihre Spende macht den Unterschied.



Bildung ist Entwicklung. Für die Kinder. Für das Land. Für den Frieden.
Ihre Spende z.B. für den Südsudan: PC 40-726233-2
www.mission-21.org/frieden

mission 21
evangelisches missionswerk basel

HOTEL KREUZ LENK

Seniorenferien an der Lenk im Berner Oberland

Im südlichsten Ort im Berner Oberland am Fusse des Berges Wildstrubel die Natur erleben. Der breite und ebene Talboden bietet viele Möglichkeiten für Spaziergänge und Ausflüge.



Unser Haus ist zentral gelegen und bietet mit schöner Aussicht und Gartenterrasse alles zum Wohlfühlen und Geniessen. Wir haben beste Erfahrung mit Seniorenferien und können ihre Bedürfnisse erfüllen.

- Übernachtung in gepflegten, ruhigen Zimmern mit Aussicht
- Reichhaltiges Frühstücksbuffet mit regionalen Produkten
- Abendessen in Form eines Buffets mit reicher Auswahl an Gerichten
- Begrüssungsaperitif
- Bergbahnen inklusive
- Hallenbad und Sauna
- Heller grosser Saal für Spiel und Besinnung

Möchten Sie unser Haus näher kennenlernen und sich selber überzeugen? Dann rufen Sie uns doch an unter 033 / 733 13 87 oder mail info@kreuzlenk.ch. Wir freuen uns auf Sie. Familie Lanzrein, Inhaber und Gastgeber.

GUTSCHEIN
für LeiterInnen

für eine Besichtigung mit einer Übernachtung für 2 Personen im Doppelzimmer oder je in einem Einzelzimmer inklusive Frühstücksbuffet.

Besichtigungstermine nach telefonischer Anmeldung und Verfügbarkeit möglich.
Bitte teilen Sie uns bei der Reservation mit, dass Sie im Besitz dieses Gutscheines sind.



«Dichter, Sufis und Heilige»

Einer spannenden Seite des Iran begegnen mit Jürgen Wasim Frembgen, München

terra sancta tours

14.-28. Mai 2021

ab CHF 3650

Mehr Infos unter www.terra-sancta-tours.ch, Telefon 031 991 76 89.

Weitere Reisen nach Israel/Palästina, Armenien, Türkei...

Samstag, 17. Oktober 2020
14.00 Uhr
Waisenhausplatz

Vorgängig Umzug ab Nydeggkirche (13.30 Uhr)



KUNDGEBUNG IN BERN

www.ostmission.ch/kundgebung

Tipps

Forschung

Erkenntnis in zehn Minuten präsentiert

Sie ist ungefährlich, aber heftig: die Wissenslawine, die an der Science-Night auf das Publikum stürzt. Der Anlass wird vom St. Anna-Forum in der gleichnamigen Kapelle in Zürich veranstaltet. Eine breit gefächerte Themenpalette präsentieren die jungen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der Jury: vom Kreuzestod Jesu über Viren bis zum Schutzwald in den Lawinengebieten. Alle Erkenntnisse im 10-Minuten-Takt auf den Punkt gebracht. **bu**

Science-Night: 8. Oktober, 19–22 Uhr, St. Annagasse 11, Zürich. www.stiftung-eg.ch



Lawinen: Auch ein Thema an der Science-Night.

Foto: Shutterstock

Ausstellung



Tabakpflanzler in Sumatra

Foto: zvg

Als Tabak einen Zürcher Kolonialisten reich machte

Die holländische Kolonie Sumatra war im Tabakrausch. Karl Fürchtgott Grob suchte dort sein Glück und wurde unermesslich reich. Das zeigt die Villa Patakumba, wo heute das Heimatschutzzentrum ist. Hier wird das Stück Zürcher Kolonialgeschichte ausgestellt und in ein Rahmenprogramm eingebettet. **bu**

«Patumbah liegt auf Sumatra», bis Ende Mai 2021. www.heimatschutzzentrum.ch

Roman



Versunkene Kirche

Foto: Shutterstock

Ein Symbol für die verlorene Heimat

Viele kennen ihn, nur wenige wissen jedoch um seine Geschichte: der Kirchturm im Reschensee. Marco Balzano erzählt von der Flutung des Dorfes Graun im Südtirol anhand der Protagonistin Trina. Dabei verwebt er ihren Verlusts von Heimat und Tochter mit dunklen Epochen der europäischen Geschichte. **ck**

Marco Balzano: Ich bleibe hier. Diogenes-Verlag, 2020, 288 Seiten, Fr. 30.–

Agenda

Gottesdienst

Erntedank-Gottesdienst

Pfr. Sonja Zryd Mele, Zürcher Jodlerfründe, Magdalena Oppliger-Bernhard (Orgel). Anschliessend Apéro riche und Verkauf der Erntegaben.

So, 27. September, 10 Uhr
Ref. Kirche, Schlatt (ZH)

Gottesdienst zur Dalí-Ausstellung

«I am – the first and the last». Pfrn. Hanna Kandal-Stierstadt.

So, 27. September, 10 Uhr
Ref. Kirche Saatlen, Zürich

Ausstellung «Zwischen Chaos und Kosmos». 42 Original-Lithografien aus dem Bilderzyklus «Biblia Sacra» von Salvador Dalí. Bis 11.10., Di–Fr, 10–12 Uhr und 16–18 Uhr, Sa–So, 11–17 Uhr.

Jazzvesper zur GeGessler-Ausstellung

Naima Gürth (Saxofon, Gesang), Els Biesemans (Klavier, Orgel), kath. Seelsorger Thomas Münch (Liturgie).

Fr, 2. Oktober, 18.30 Uhr
Ref. Predigerkirche, Zürich

Ausstellung «GeGessler – Leben mit Farben und Bildern» bis 23.10.

Abendfeier «Musik und Poesie»

«Wirf deine Angst in die Luft». Gedichte und Text sowie Musik von Beethoven, Mendelssohn und anderen zum Thema Angst und Zuversicht. Pfrn. Heidrun Suter-Richter, Ute Hammann (Lesungen), Anna-Victoria Baltrusch (Klavier).

Sa, 3. Oktober, 18–19 Uhr
Ref. Grosse Kirche Fluntern, Zürich

Dienstagvesper

«Was ist der Dank?» Musik von Scheidt, Tunder und anderen. Tobias Willi (Orgel), Pfr. Kristian Joób (Liturgie).

Di, 6. Oktober, 18.30 Uhr
Ref. Johanneskirche, Zürich

Begegnung

Besuch bei den Religionen

In der Reihe «Hochzeiten». Dechen Kanning berichtet von Traditionen und Ritualen rund um tibetische Hochzeiten.

Do, 1. Oktober, 19.30 Uhr
Kulturzentrum Songtsen House, Zürich
Anmeldung: 044 252 46 32.
www.forum-der-religionen.ch

Film und Diskussion

Zum Jahresthema «Von Menschen und Tieren». Film «Hachiko» von Lasse Hallström (USA 2009) über ein treues Haustier. Anschliessend Diskussion.

Fr, 2. Oktober, 18.30 Uhr
Ref. Zentrum im Gut, Zürich

Bildung

Vortrag und Diskussion «Ehe für alle»

Pierre Bühler, früherer Professor für Systematische Theologie und Hermeneutik an der Universität Zürich, beleuchtet das Thema aus biblischer Sicht. Anschliessend Diskussion.

Di, 29. September, 19 Uhr
Ref. Kirche, Affoltern am Albis

Diskussion zur Konzernverantwortungsinitiative

«Globale Geschäfte, globale Haftung». Dieter Pestalozzi, Verwaltungsratspräsident Pestalozzi AG, und Ruedi Noser, Ständerat FDP, Inhaber und Verwaltungsrat Noser Gruppe.

Mi, 30. September, 19.30 Uhr
Seminarhotel Boldern, Männedorf
Eintritt frei, Kollekte. Bar ab 18.30 Uhr.
Anmeldung: 044 921 71 23.
www.boldern-inspiriert.ch

Kultur

Konzert «Bach und seine Familie»

Werke von Bach sowie Johann Ludwig und Johann Christoph Bach. Streichorchester Dietikon, Maurice Imhof (Klavier), Günther Stücker (Leitung).

So, 27. September, 17 Uhr
Ref. Kirche, Dietikon

Eintritt frei, Kollekte

Konzert «Meisterlich»

Junge Talente spielen mit ihren Förderern und Lehrern Werke von Ravel, Beethoven, Brahms, Dvořák, Schubert, Mendelssohn und Schostakovic. Profis: Jonas Kreienbühl (Cello), Jens Lohmann (Violine), Daniel Kagerer (Violine). Talentensembles: Duo Mana, Quartett Opus 12, Jurovi Trio, Inferno-Quartett.

So, 27. September, 17 Uhr
Ref. Kirche Leimbach, Zürich

Eintritt frei, Kollekte

Orgelkonzerte «Tea-Time»

Els Biesemans an der anglikanischen Conacher-Orgel.

Jeweils sonntags, 17 Uhr
Ref. Predigerkirche, Zürich

– 27. September: Werke von Beethoven

– 11. Oktober: Orgelwerke und «Requiem für Fanny» von Mendelssohn

– 25. Oktober: «Blumenlese aus 3 Jahrhunderten». Mit Ursina Braun (Violoncello)

Eintritt frei, Kollekte

Turmbläser-Konzert

Eine halbe Stunde Musik vom Posauenorchor Bülach aus luftiger Höhe.

Sa, 3. Oktober, 18–18.30 Uhr
Ref. Kirche, Bülach

Eintritt frei. Bei unsicherem Wetter unter den Rathausbögen

Konzert «An die ferne Geliebte»

Lieder von Beethoven, Schumann und Schoeck. Samuel Zünd (Bariton), Giancarlo Prossimo (Klavier).

Sa, 3. Oktober, 18–19 Uhr
Ref. Kirche Oberstrass, Zürich
Eintritt frei, Kollekte

Konzert

Werke von Czerny, Beethoven, Bach und Gherardeschi. Lilo Schmidt (Orgel), Claudia Beck (Hackbrett, Basler Trommel).

So, 4. Oktober, 17 Uhr
Ref. Kirche, Knonau

Kollekte für die Armenienhilfe

Konzerte «Orgelspiele Grossmünster»

Jeweils mittwochs, 18.30 Uhr
Grossmünster, Zürich

– 7. Oktober: Werke von Bach, Schumann, Liszt. Andreas Jost, Zürich

– 14. Oktober: Werke von Weitz, Cochereau, Respighi und anderen, Markus Eichenlaub, Speyer

– 21. Oktober: Werke von Bach, Mendelssohn, Widor und anderen. Peter Kofler, München

– 28. Oktober: Improvisationen. Lionel Rogg, Genf

Kollekte, Richtpreis Fr. 15.–

Lesung «Ein Winter in Istanbul»

Angelika Overath liest aus ihrem Roman (Luchterhand 2018).

So, 18. Oktober, 14.30–16 Uhr
Kloster Kappel, Kappel am Albis

Eintritt: Fr. 20.–

Herbstkonzert

Werke von Bach, Haydn, Saint-Saëns, Grieg, Glière und anderen. Kumiko Sekiguchi (Waldhorn, Alphorn), Hisako Kikuchi (Klavier, Orgel).

So, 18. Oktober, 17 Uhr
Ref. Kirche, Embrach

Eintritt frei, Kollekte

Lesungen mit Musik

Im Rahmen von «Zürich liest».

Sa, 24. Oktober
Fraumünster, Zürich

– 17.30 Uhr: «Maulwürfe und Sündenböcke» (Radius 2020). Niklaus Peter liest aus seinem Kolonnenbuch.

– 19 Uhr: «Er. Ein Zwiegespräch mit dem Mann, der Jesus erfand» (TVZ 2020). Der Autor Ralf Frisch im Gespräch mit Niklaus Peter.

Eintritt frei, Kollekte. Anmeldung für einen oder beide Anlässe: niklaus.peter@reformiert-zuerich.ch. www.fraumuenster.ch

Weitere Anlässe:

reformiert.info/veranstaltungen

Leserbriefe

reformiert. 16/2020, S. 9

Wie finde ich Zugang zu den Wundern in der Bibel?

Wir verstehen nichts Die Leserfrage nach dem Zugang zu «Wundern» in der Bibel, auf die Pfarrerin Anne-Marie Müller geantwortet hat, teilen die meisten von uns. Die Theologie kennt nur zwei Wege: Die Aufforderung «Glaube!», für rational denkende Menschen ein Affront. Oder die Flucht in Symbolik. Das raubt der Frohen Botschaft ihre historische Realität. Da sind viele «Wunder», nicht nur die erwähnte Wandlung von Wasser in Wein, sondern zum Beispiel auch die Entrückung des Philippus über Dutzende Kilometer (Apg 8,39f). Oder das Erscheinen des Auferstandenen, ausdrücklich hinter verschlossenen Türen (Joh 20,26). Oder die unbemerkte Flucht Petri aus dem Gefängnis, aus eisernen Fesseln, durch verschlossene Türen und an den Wachen vorbei (Apg 12,6-10).

Wie sollte man diese Geschichten symbolisch deuten? Baut der Christenglaube auf dem Sand von Legenden? Das tragische Resultat ist, dass sich mehr und mehr Christen vom Glauben abwenden, da sie die Lücken nicht aushalten können. Als promovierter Physiker und erfolgreicher Klimaforscher während 15 Jahren darf ich sagen: Unser Anspruch, die Welt zu verstehen, ist eine schreckliche Anmassung. Wir verstehen nichts, denn da sind unsichtbare Sphären um uns, die wir nicht verstehen können. Die Naturwissenschaft kann sie nicht fassen, also werden sie einfach verleugnet. Das ändert nichts an ihrer Realität. All die «Wunder» beruhen auf Schöpfungsgesetzen, doch wir kennen sie nicht. Wir können nur glauben oder verleugnen. Glauben wir, so sind wir naiv. Verleugnen wir, so verlieren wir den Glauben. Der goldene Mittelweg wäre verstehen und den Glauben mit Vernunft vermählen. Es gibt allerdings Quellen, die den Mittelweg aufzeigen, doch sie zu suchen, erfordert Sorgfalt, Mut und Ausdauer. **Johannes Böhm-Mäder, Bubikon**

Ihre Meinung interessiert uns. zuschriften@reformiert.info oder an «reformiert.» Redaktion Zürich, Postfach, 8022 Zürich. Über Auswahl und Kürzungen entscheidet die Redaktion. Anonyme Zuschriften werden nicht veröffentlicht.

Korrigendum

reformiert. 17/2020, S. 2

Patriarch tritt nach Zickzackkurs zurück

Pawel ist nur Metropolit Zuerst hatte er Präsident Alexander Lukaschenko zur Wahl gratuliert, dann besuchte er Demonstranten im Spital, die bei den Protesten gegen den Wahlbetrug in Belarus verletzt worden waren. Nach diesem Zickzackkurs blieb dem Minsker Metropolitan Pawel nur der Rücktritt. Doch Patriarch ist er nicht, vielmehr ist Pawel dem orthodoxen Patriarchat in Moskau unterstellt. Deshalb war der Titel in der Ausgabe 17 von «reformiert.» falsch. **red**

reformiert.

«reformiert.» ist eine Kooperation von vier reformierten Mitgliederzeitschriften und erscheint in den Kantonen Aargau, Bern|Jura|Solothurn, Graubünden und Zürich. www.reformiert.info

Gesamtauflage: 702 724 Exemplare

Redaktion

AG Anouk Holthuisen (aho), Thomas Illi (ti) BE Hans Herrmann (heb), Katharina Kilchenmann (ki), Nicola Mohler (nm), Marius Schären (mar) GR Constanze Broelemann (cb), Rita Gianelli (rig) ZH Christa Amstutz (ca), Delf Bucher (bu), Sandra Hohendahl-Tesch (tes), Vera Kluser (vk), Cornelia Krause (ck), Felix Reich (fmr).

Blattmacher: Felix Reich Layout: Susanne Kreuzer (Gestaltung), Maja Davé (Produktion) Korrektorat: Yvonne Schär Gestaltungskonzept: Susanne Kreuzer, Maja Davé in Zusammenarbeit mit Bodara GmbH

reformiert.Zürich

Aufgabe: 220 963 Exemplare (WEMF) 45369 reformiert. Zürich: Erscheint vierzehntäglich. Im August erscheint nur eine Ausgabe

Herausgeber: Trägerverein reformiert. zürich, Zürich

Präsidentin: Undine Gellner, Wädenswil Redaktionsleitung: Felix Reich

Verlag: Hans Ramseier (Leitung), Cornelia Burgherr, Brigitte Tanner

Redaktion und Verlag

Postfach, 8022 Zürich, Tel. 044 268 50 00 redaktion.zuerich@reformiert.info verlag.zuerich@reformiert.info

Abonnemente und Adressänderungen

Stadt Zürich: 043 322 15 30 kirchgemeinde@reformiert-zuerich.ch Stadt Winterthur: 058 717 58 00 mutationen@reformiert-winterthur.ch Übrige: Sekretariat Ihrer Kirchgemeinde oder reformiert@schellenbergdruck.ch Tel. 044 953 11 80

Veranstaltungshinweise

agenda.zuerich@reformiert.info

Inserate

Kömedia AG, St. Gallen Tel. 071 226 92 92, Fax 071 226 92 93 info@koemedia.ch, www.koemedia.ch Nächste Ausgabe: 16. Oktober 2020

Druck

DZZ Druckzentrum Zürich AG

Papier

Der Umwelt zuliebe verwenden wir ein ökologisches Zeitungspapier mit einem hohen Altpapieranteil von bis zu 85%.

Porträt

Was in der Ehe gilt, zählt auch im Geschäft

Wirtschaft Ein Pionier will Patrick Hohmann nicht sein. Aber ohne seine Beharrlichkeit wären nicht 6000 Bio-Baumwollpflanzer sozial abgesichert.



Kleider machen nicht nur Leute, sondern auch faire Unternehmer wie Patrick Hohmann.

Foto: Fabian Biasio

Tief eingegraben liegt die türkise Zunge des Urner Sees zwischen dem Alpen-Zickzack. Patrick Hohmann blickt aus seinem Wohnzimmerfenster jeden Tag auf diese Postkarten-Schweiz. «Die Aussicht ist grandios», sagt er. Am See hat der beinahe 70-jährige Textilfabrikant seinen Alterswohnsitz gefunden. «Station Brunnen!» Durch das offen stehende Fenster weht von der nahen Schifflände die Lautsprecheransage des Dampfschiffkapitäns.

Brunnen war für Hohmann bereits früh eine zentrale Lebensstation. Denn hier im Tanzlokal «Eden» hat er an einem Faschnachtsball seine Frau Elisabeth kennengelernt. Im

Haus, in dem sie gross geworden ist, wohnt das Paar heute.

Später in dem zweistündigen Gespräch fallen Schlüsselwörter, die in einem Beziehungsratgeber für eine erfüllte Paarbeziehung stehen könnten: «Zuhören», «von Herz zu Herz miteinander sprechen» oder «verbindliche Partnerschaft».

Die Not der Anderen hören

Es sind Begriffe, die für Hohmann nicht nur in seiner Ehe, die seit 48 Jahren hält, Gültigkeit besitzen, sondern auch in der Geschäftswelt.

Der Textilingenieur und Garnhändler hat genau hingehört, als indische Baumwollpflanzer von ihrem

Schicksal berichteten. Sie klagten, wie die Kosten für Pestizide, Kunstdünger und Saatgut kaum Geld zum Leben übrig liessen. Mit jeder Missernte drohten die Saatguthändler,

Patrick Hohmann, 69

Der vierfache Vater ist als Sohn eines Baumwollhändlers in Ägypten geboren. Die von ihm gegründete Remei AG in Rotkreuz liefert Biobaumwolle für Coop oder Mammut. Mit einem Code kann die Lieferkette vom Baumwollfeld über die Spinnerei bis zur Produktion zurückverfolgt werden.

sie tief in die Schuldknechtschaft zu stossen.

Nachdem Patrick Hohmann zugehört hatte, fragte er sich: Warum nicht die wollenen Faserknäuel auf den Baumwollfeldern organisch heranwachsen lassen? Viele Bauern schüttelten über die verrückte Idee des Europäers nur den Kopf. Ohne Pflanzenschutzmittel, ohne Kunstdünger Baumwolle pflanzen? Aber Hohmann, eigentlich ein ruhiger Typ, blieb hartnäckig, stellte Gegenfragen und überzeugte.

Inzwischen pflanzen 6000 Bauern in Indien und Tansania organische Baumwolle für die Remei AG, die Hohmann gegründet hat. Im Jahr 2004 stand die Firma an einer

«Natürlich braucht es Gewinne, aber es braucht keine Maximierung des Gewinns.»

Wegscheide. Hohmann setzte ganz auf Bio, obwohl ihn dies die Hälfte seines Umsatzes kostete. «Natürlich braucht ein Unternehmen Gewinn, aber nicht Gewinnmaximierung», sagt der Unternehmer, der seine grossen Hände abwehrend hebt, wenn man ihn einen Pionier nennt.

Das Loslassen fällt schwer

Hohmann ist es wichtig, die Firma als Gemeinschaftswerk zu sehen, in dem sich die Erfahrung vieler Menschen bündelt. Und in diesem Zusammenhang fällt erneut das Stichwort «verbindlich»: Verbindlich ist, dass die Bauern für ihre biologisch produzierte Baumwolle 15 Prozent über dem Weltmarktpreis bezahlt werden. Und verbindlich ist zudem die Vorfinanzierung des Saatguts und die Abnahme durch die Remei AG. Von deren Gewinn gehen dann 20 Prozent an die Remei-Stiftung. Geld, das für den Bau von Schulen und Brunnen eingesetzt wird.

Dieses Jahr wird Hohmann 70. Zeit, Bücher zu lesen wie «Setze keinen Punkt an die Stelle, an die Gott ein Komma gesetzt hat» von Shiva Ryu. Der Pensionär mit der spirituellen Ader sitzt auch im Stiftungsrat des Sozialwerks Pfarrer Sieber.

Sein Lebenswerk loszulassen, «das fällt mir schwer», sagt Hohmann. Er fühlt sich den Menschen verbunden, die mit ihm gemeinsam eine neue Art von Geschäftsbeziehung zwischen Nord und Süd aufgebaut haben. Delf Bucher

Gretchenfrage

Stefan Meierhans, Preisüberwacher:

«Ein Stachel im Fleisch zu sein, ist mein Auftrag»

Wie haben Sies mit der Religion, Herr Meierhans?

Ich bin als Reformierter in einem Diaspora-Kanton aufgewachsen, in Altstätten SG. Früher war ich in der jungen Kirche engagiert, heute präsidiere ich in Bern die Kirchbürgerversammlung der Petrus-Gemeinde. Ich fühle mich der reformierten Kirche eng verbunden, obwohl ich nicht zu den regelmässigen Kirchgängern gehöre. Dafür habe ich schon zweimal als Laienprediger amten können. Das hat mir sehr viel Freude gemacht.

Die Kirche hat ein prophetisches Wächteramt. Gibt es da Parallelen zum Preisüberwacher?

Meine Aufgabe ist es ebenfalls, für die Menschen da zu sein. Ich möchte umsetzen, was die Kirche in ihren hehren Prinzipien vorzuleben versucht: den Schwachen eine Stimme geben. Ich habe den Auftrag vom Volk, ein Stachel im Fleisch zu sein. Das motiviert mich, treibt mich an.

Woher kommt Ihr ausgeprägter Sinn für Gerechtigkeit?

Wenn etwas falsch läuft, berührt mich das, und es ärgert mich. Etwa die hierzulande stark übersteuerten Medikamentenpreise oder Leute, die sich auf Kosten anderer bereichern. Der Einsatz für Gerechtigkeit ist ein urchristlicher Wert. Ich sehe mich als kleines Werkzeug, das mithilft, in der Gesellschaft zum Gleichgewicht beizutragen.

Haben Sie auch schon der Kirche kritisch auf die Finger geschaut?

Nicht direkt. Aber was mich traurig stimmt, sind die vielen Kirchenaustritte, die zu einer Entsolidarisierung führen. Gerade Leute mit wenig Lohn wollen so Geld sparen. Ihnen wird bisweilen explizit dazu geraten. Vielleicht sollte die Kirche hierüber auch mal nachdenken.

Ihre markante Frisur ist Ihr Markenzeichen. Sind Sie eitel?

Etwas eitel bin ich schon, aber in einem noch gesunden Mass. Der Grund für meine Frisur ist banal: Sie gefällt mir und meiner Frau.

Interview: Sandra Hohendahl-Tesch



Der Jurist Stefan Meierhans (52) ist seit 2008 vom Bundesrat ernannter Preisüberwacher. Foto: zvg

Christoph Biedermann



Mutmacher

Geliebt zu werden, ist mega schön

Jetzt bin ich konfirmiert. Es ging viel zu schnell vorbei! Die Feier musste wegen Corona zuerst verschoben werden. Während des Lockdowns fühlte ich mich von der Kirche aber nie allein gelassen. Wir Konfis wurden zum Austausch über Facetime eingeladen. Schon länger engagiere ich mich in Angeboten der Hönegger Kirche für Kinder. Nun mache ich die neue Ausbildung zur Jugendleiterin. Damit angefangen habe ich in der Sommerferienwoche des Kirchenkreises zehn in Montmirail. Dort habe ich ganz viele Leute

kennengelernt, die mir sonst wohl nie begegnet wären. Und die Inputs des Pfarrers und der Sozialdiakonin für die Ausbildung waren wirklich spannend. Nach der Konfirmation habe ich mit meiner Familie, Götti und Gotte bei einem feinen italienischen Essen weitergefeiert. Alle hatten sie gute Wünsche für mich: «Wir werden dich immer unterstützen, viel Erfolg und Freude bei allem, was du machst, bleib, wie du bist.» So angenommen und geliebt zu werden, ist ein mega schönes Gefühl. ca

Sarina Tedaldi besucht die Kantonsschule und macht die von der Landeskirche neu angebotene Ausbildung zur Jugendleiterin. reformiert.info/mutmacher